

Annika heißt Annika nach der Freundin von Pippi Langstrumpf, und immer, wenn ich daran denken muß, ärgert mich wieder, das damals nicht verhindert zu haben. Die Hände am Lenkrad, den Blick auf der Straße, beobachte ich aus den Augenwinkeln, wie sie sich mit dem kleinen Finger der linken Hand immer wieder dieselbe Strähne hinter das Ohr streicht und eine SMS nach der anderen verschickt. Die Daumen zucken pausenlos auf und ab, der schwarze Nagellack auf ihren kindlich kurzen Nägeln ist neu, kinnlang und schwarz seit kurzem auch ihr eigentlich blondes Haar. Wie stolz sie an ihrem zwölften Geburtstag war, endlich nicht mehr auf die Rückbank krabbeln zu müssen – gerade anderthalb Jahre ist das her. Immer war sie jünger als jene Larve aus dem Kinderfernsehen mit Ringelpull, Topffrisur und dieser quäkigen Stimme, nun ist sie es nicht mehr und wird es nie mehr sein, nun wird ihr jene andere folgen, immer und überallhin, unbarmherzig wie ein gespenstisches Kind. Niemals hätte ich zulassen dürfen, daß sie diesen Namen bekommt. Sie hat aufgehört zu tippen und starrt hinaus in die Weite, die sich um das Auto dreht. Das Telefon ist ein billiges Samsung, an dem ein goldenes Kettchen mit mehreren Anhängern glitzert. Seit sie in Hamburg zugestiegen ist, haben wir kaum miteinander gesprochen. Braune Felder unter einem porösen weißen Himmel. Kein Schnee zu Weihnachten dieses Jahr, wieder nicht, am wenigsten hier. Fast kann man das Meer schon riechen. Wo ist das Haus? In Kampen? 7

Nein, nicht in Kampen. Susanne hat was in Hörnum gefunden.

Doof, sagt sie.

Sie war noch nie auf Sylt. Doch bevor ich mich über ihre Antwort ärgern kann, stellt sie ihre Kinderfrage. Je- desmal, wenn ich sie früher bei ihrer Mutter abholte, und jedesmal bei der letzten Umarmung an der Haustür, wenn ich sie zurückbrachte, fragte sie dasselbe. Und wie früher versucht sie auch jetzt, dabei möglichst beiläufig zu klingeln. Werdet ihr euch irgendwann wieder vertragen, du und Mama?

Und wie immer weiß ich nicht, was antworten. Wie sehr ich ihre Mutter hasse? Daß ich nachts noch immer wachliege, so viele Jahre nach unserer Trennung, und mir nach einem Streit am Telefon, einem Brief ihrer Anwältin, einer geplatzten Vereinbarung, noch immer ausmale, wie ihre Gesichtszüge sich verzerren, aus Überraschung zunächst, dann vor Schmerz, und wie meine Schläge sie gegen eine Wand schleudern, wie sie hinfällt, Schreie, Tränen, all das? Annika hat ihre Chucks ausgezogen und stemmt die Füße gegen das Handschuhfach. Sie trägt pinkfarbene Sportsöckchen von Nike, die nicht einmal bis zu den Knöcheln reichen.

Ach Süße, sage ich. Um ihr nicht ins Gesicht sehen zu müssen, tue ich so, als konzentrierte ich mich gerade ganz besonders auf den Verkehr. Was zählt, ist doch, daß wir beide dich lieben.

Sie starrt hinaus auf die Straße und nickt wortlos, 8

kennt diese Antwort bis zum Überdruß, holt ihren iPod aus der Tasche der schwarz-rot gestreiften Kapuzenjacke und nestelt sich die Kopfhörer an. Mein Geburtstagsgeschenk vom letzten Jahr. Zu teuer, protestierte ihre Mutter, solche Geschenke seien verdeckte Aggressionen ihr gegenüber, der Erziehungsberechtigten. Wenn es drauf ankomme, sei ich für meine Tochter nicht da, das zähle mehr als teure Geschenke. Als mich die Frauenstimme des Customer Services von Apple fragte, ob ich eine Gravur wünsche, verneinte ich zunächst, entschied mich dann aber anders und diktierte: Annika von ihrem Papa in Liebe. Ich hatte Angst, sie werde das Geschenk nicht

annehmen, weil ihr dieser Satz, eingefräst ins rosa eloxierte Metall, peinlich sein könnte. Doch er schien ihr sogar zu gefallen, dieser Satz, der so klingt, als wäre alles gut. Nichts ist gut, denke ich und steuere den Wagen auf die obere Verladefläche des Autozuges. Ich ziehe die Hand- bremsen an, lege den ersten Gang ein und schalte den Motor aus, ohne daß Annika sich beim Musikhören stören ließe. Wie wird es werden? Susanne fand den Einfall groß- artig, zusammen Silvester zu feiern, doch was, wenn es Annika nicht gefällt? Wenn wir uns nicht verstehen? Wenn sie nach Hause will? Ihr Blick verliert sich im einheitlich grauen Himmel, der weit über das niedrige Land gespannt ist. Manchmal streicht sie sich mit dieser Kindergeste, mit fast zu Fäusten geschlossenen Fingern, das Haar aus dem Gesicht.

Es ist immer wieder seltsam, die vorübergleitende 9

Landschaft betrachten zu können, ohne den Blick nach vorn, ins Rechteck der Frontscheibe, ins Fenster des Auto- films, zurückbiegen zu müssen. Über 40.000 Kilometer fahre ich im Jahr, von Buchhandlung zu Buchhandlung, und als rebellierte der dressierte Körper gegen die unge- wohnte Situation, wird mir tatsächlich ein wenig übel, während ich so hinter dem Steuer sitze, die Hände nicht am Lenkrad und den Fuß nicht auf dem Gaspedal, und der Wagen fährt trotzdem, jedoch mit einem Schaukeln, das überhaupt nicht zu einem Auto paßt, sondern eher zu den Kähnen, mit denen man sich in Venedig über den Canal Grande rudern läßt. Dicht an dicht steht man da nebeneinander in den schmalen Nachen, Männer in Ka- melhaarmänteln, Aktentaschen in der Hand, alte Frauen mit Kopftüchern, die sie gegen den feuchten Winternebel eng zusammenhalten, müde Kinder mit starrem Blick, alle damit beschäftigt, die rollende Bewegung des schwarzen Kahns auszubalancieren. Ich schließe die Augen. Annika summt leise, mit dem kehligen Brummen Gehörloser, ihre Musik. Seit kurzem kommt es vor, daß ich manche der Lieder mag, die sie hört, auch wenn ich mir die Namen der Bands nicht merken kann und die Teeniegesichter auf den CD-Covern albern finde. Und manchmal erzählt sie jetzt von Dingen, die mich nicht nur interessieren, weil sie es ist, die davon spricht. Ich öffne die Augen wieder. Resthöfe und Pferdeställe, eingezäunte Wiesen, weiß gestrichene Hoftore unter nassem Reet. Zum Meer hin beginnt der Ho- rizont zu flirren und das Grau sich aufzuheben wie Rauch.

10

Der Zug wird schneller. Als drehten sich die Speichen zweier riesiger Räder, kippen uns von beiden Seiten des Damms dichte Reihen von Holzpflocken in den Blick, zwischen denen das graubraune Meer steht, als würde es dort in flachen Teichen gesammelt; für einen kurzen Mo- ment sieht man spiegelnde Wasserflächen, dann rutschen sie ins Grau, und schon kippt die nächste Pfahlreihe heran.

Was ist das? fragt Annika, viel zu laut.

Holzbuhnen, zum Deichschutz.

Sie versteht mich nicht, nimmt die Kopfhörer heraus,

und ich suche nach Worten. Man pflanzt da Sachen, die den Schlick binden und das Wasser verdrängen, erkläre ich.

Annika nickt. Sieht eklig aus.

Ja.

Mir fällt nichts mehr ein, was ich sagen könnte. Das

Wasser ist braun, und kleine braune Vögel stehen darin, die Schnäbel im Naß. Ich finde, es ist eigentlich noch gar nicht so lange her, daß ich sie im Arm hielt und ihr beim Schla- fen zusah. Daß ein Lächeln über ihr winziges Gesicht glitt, ungerichtet und zufällig wie eine

Wolke über den Himmel. Erstaunt hoben sich die Brauen über den geschlossenen Augen, und ich weiß noch: Ich überlegte, ob sie wohl träume. Ihre Stirn legte sich in Falten, vielleicht zum allerersten Mal, und ich hätte gern gewußt, warum. Dann streckte sie sich im Schlaf, als wäre es das Wichtigste auf der Welt, was es auch war. Der Zug wird langsamer und das Grau des Himmels links vom Deich heller, das Wasser

11

fast ocker. Ich räuspere mich aus Angst, sie könnte meiner Stimme anhören, wie sehr ich sie vermisse, obwohl sie doch da ist. Schau mal, der Himmel! Sie folgt meinem Blick mit den Augen. Ja.

Der Zug erreicht Morsum, verkrüppelte kleine Kiefern beugen sich hinter den Deich. Der Kirchturm von Keitum und die Uferlinie der Insel auf der Wattseite. Die Pferde auf den Weiden tragen Futterale.

Ist das Sylt?

Ja, das ist Sylt.

Die Wohnblocks von Westerland kommen in Sicht, der Fernmeldeturm, die verlinkerten Ferienreihenhäuschen mit den ausgebauten Dachgauben, in den Fenstern weiße Spitzenvorhänge und überall die gleiche blinkende Weihnachtsdeko. Plakate für Hermès, Louis Vuitton und Bulgari. Der Getränkemarkt neben dem Bahnhof, der Fahrradverleih, Lidl und Edeka. Heute, am ersten Weihnachtsfeiertag, ist alles geschlossen. Der Zug hält, und ich starte den Motor, während sie die Kopfhörer des iPods wieder anstellt.

Was hörst du? frage ich schnell, bevor sie die Wiedergabe startet.

The Kills.

In Hörnum, ganz im Süden der Insel, liegt das Haus wiederum an südlichster Stelle, auf der Düne und direkt neben

12

dem Leuchtturm. Ein hoher weißer Kachelofen fällt mir zuerst auf, als ich zum Abendessen ins Wohnzimmer komme, ein runder klassizistischer Zylinder aus glänzendem Weiß, der bis unter die Decke reicht. Vor der Fensterfront im Erker ein breites Ecksofa, sicher italienisch, bezogen mit hellgrauem Rupfen, auf der Glasplatte des Couchtisches eine flache Schale aus dunklem poliertem Holz, drei hell gesprenkelte Möweneier aus Marmor darin. Eine Holzmöwe im Fenster am Eßtisch. Ich merke, daß ich aufgeregt bin. Achim ist dabei, für das Abendessen einzudecken; Sommersprossen und rote Haare auf den Unterarmen, der Kragen des grünen Lacoste-Shirts aufgestellt. Ich weiß von Susanne, daß sie ihn in der Klinik in Freiburg kennengelernt hat. Der Anfang sei schwierig gewesen, hat sie ziemlich bald erzählt, als wir uns neulich auf der Zwanzigjahrfeier unseres Abiturs wiedertrafen. Die Streitereien hätten sich aber gelegt, als die Kinder gekommen seien. Inzwischen laufe auch die Praxis sehr gut. Orthopäde, etwas älter als wir.

Wie war die Fahrt? fragt er und begrüßt mich mit festem Händedruck.

Gut, sage ich. Ich glaube, Annika braucht noch ein bißchen.

Zwischen der Tür zur Terrasse und dem Durchgang zur Küche als stillechte

Weihnachtsdekoration ein Jölboom. Achim bemerkt meinen Blick. Irgendeine Ahnung, was das sein soll?

Ein Jölboom. Die Sylter Variante des Weihnachts- 13

baums. Es gab ja früher keine Bäume auf der Insel, also nahm man einen Besenstiel und behängte ihn mit grünen Zweigen und diesen Salzteigfiguren.

Das ist ein Pferd.

Pferd, Hund und Hahn, ja. Kraft, Treue, Wachsamkeit. Und da unten, am Sockel, stehen Adam und Eva mit der Schlange.

Erst jetzt entdecke ich Susanne in der Küche. Sie ist dabei, irgend etwas kleinzuschneiden, und begrüßt mich, ohne sich umzusehen oder auch nur für einen Moment das rasante Klacken des Messers zu unterbrechen: Schön, daß du da bist! ruft sie über die Schulter. Ja, sage ich. Weiß nicht, was ich mir erhofft hatte. Doch als wir uns dann umarmen, ist es wie selbstverständlich, und ich erinnere mich wieder daran und spüre es zugleich, wie klein sie ist, umfaßt beinahe mit einer Hand, und wie sie sich biegt in meinem Griff. Das Haar kurz jetzt und rot, die Haut um die Augen weich, unverändert aber der Blick, den ich nicht beschreiben könnte. Ihre Lippen leuchten durch vom Damals ins Jetzt. Ich versuche vergeblich zu verstehen, was ich empfinde. Das ist ein ganz wunderbares Haus, sage ich, das du hier entdeckt hast.

Beim Essen sitzt sie neben mir. Irgendeine alte Geschichte aus unserer Schulzeit in Münster läßt uns plötzlich loslachen, und wie Teenager steigern wir uns in das Lachen hinein, bis es uns gar nicht mehr gelingen will, aufzuhören. Dabei legt Susanne ihren Arm um meine Hüfte und lehnt sich lachend an mich. Sofort registriere ich Achims über-

14

raschten Blick, dann den von Annika; absurd, wie sie sich ähneln.

Papa? fragt Annika in einem Tonfall, der Susanne ihren Arm sofort wegziehen läßt. Was machen wir, wenn heute eine Sturmflut kommt?

Die zehnjährige Kekke, die Annika von dem Moment an, als wir das Haus betreten haben, nicht mehr von der Seite gewichen ist, sieht die Ältere neben sich erschrocken an. Auch Tim, ihr kleiner Bruder, der im Frühjahr neun wird, findet zum ersten Mal etwas wichtiger als seine Pommes mit Ketchup. Zwischen Tellern, Besteck und Servietten, Wasser- und Weißweingläsern, den Flaschen, der Platte für den Fisch und den Schüsseln mit dem Gemüse und den Pommes stehen der giftgrüne Plastikbecher des Jungen und Kekkes rosa Wendy-Pferd mit dem wasserstoffblonden Schweif und der gelockten Mähne, die dem Tier bis zu den Hufen reicht. Im Fenster hockt die Möwe aus Holz, vor dem Fenster und rund um das Haus, in dem wir die nächsten zwei Wochen verbringen werden, die Nacht.

Annika beachtet die Kinder nicht. Sie wartet, daß unser Lachen aufhört, ihr Blick ganz auf mich gerichtet. Letztes Jahr im Winter hat ein Orkan fünfzig Meter Land weggespült. Ich hab gelesen, das Meer nagt schon am Fundament der Insel.

Was ist ein Fundament? Tim sieht sich hilfesuchend nach seinem Vater um.

Am allerallermeisten ist das Kliff bei Kampen bedroht 15

und hier das Südende, wo wir sind. Wenn wieder eine Sturmflut kommt, könnte die Insel hier sogar überspült werden. Dann ertrinken wir alle.

Papa! Tim hält seine Gabel mit einer aufgespießten Pommes Frites so verkrampft fest, daß sie zittert. Er will jetzt eine Antwort. Achim lächelt mich gequält an. Susanne zieht Kekke, die mit offenem Mund zuhört, auf ihren Schoß.

Annika, was soll das?

Es gibt vier nordfriesische Inseln. Als säße nur ich mit ihr am Tisch, zählt sie auf: Sylt, Föhr, Amrum und Pellworm. Dann gibt es noch Nordstrand und zehn Halligen. Forscher sagen, die Sturmwasserstände werden um bis zu vierzig Zentimeter steigen. Und dazu kommt noch der Anstieg des Meeresspiegels durch die Erwärmung der Erde.

Das hab ich auch gelesen. Das ist aber eine Prognose für das Ende des Jahrhunderts, sage ich genervt. Sie war schon immer so altklug, als kleines Kind schon, als wollte sie mir damit etwas heimzahlen. Oder stimmt das gar nicht und sie will mir nur gefallen? überlege ich und betrachte sie. Auf jeden Fall aber ist es meine Schuld.

Na und! sagt sie jetzt. Es gibt auch heute schon mehr Stürme.

Tim läßt die Gabel mit der aufgespießten Pommes langsam sinken und beginnt genauso langsam zu weinen. Ein weiches, rundes Gesicht, das sich wie in Zeitlupe verzerrt.

16

Hör auf damit, entgegne ich gereizt. Merkst du denn nicht, wie sehr du Tim angst machst?

Eine Weile sagt niemand etwas am Tisch, und Tims Weinen wird langsam leiser. Doch dann kommt Annikas Blick wieder hoch, und ohne die andern zu beachten, stößt sie, mich starr fixierend, hervor: Und wenn es heute nacht geschieht? Und wenn wir alle sterben?

Und wenn wir alle sterben? echot es in mir. Das Meer ist voller Toter. Als ich so alt war wie Annika, hat mich nichts mehr interessiert als deren Geschichte. Die Küste hier, sage ich leise, hat sich immer verändert. Inseln wurden immer vom Blanken Hans ins Meer gespült, neue entstanden. Bei der Groten Mandränke im Mittelalter, als Rungholt unterging, starben Tausende. Ihre Kadaver trieben hier in der See, den Möwen zum Fraß, die auf ihnen landeten, als der Sturm vorüber war, und als erstes die Augen auspickten.

Peter! Susannes empörte Stimme.

Die Flut von 1717 gilt als größte Naturkatastrophe der Neuzeit in Mitteleuropa. Oder der Sturm im Januar 76. Niemals gab es an der Elbe höhere Pegelstände. Überall liegen hier Dörfer unter Wasser, die Stümpfe von Kirchen, verlorene Wiesen und Weiden. Weißt du das denn nicht? Und immer gibt es die Sage von versunkenen Glocken, die an besonderen Tagen läuten, zum Glück oder zum Unglück derer, die sie hören.

Peter! Jetzt hör aber auf!

Annika nickt. Das ist die Wilde Jagd, flüstert sie.

17

Die Wilde Jagd? Bevor ich fragen kann, wie sie darauf kommt, springt Susanne auf und drückt den greinenden Tim ihrem Mann in die Arme, um dessen Hals sich bereits Kekke klammert, und so murmele ich statt dessen eine Entschuldigung, doch da ist Achim mit den Kindern schon hinaus.

Susanne steht auf und beginnt schweigend, das Geschirr in die Küche zu bringen. Wir sitzen eine Weile einfach dabei und wissen nicht, was tun, bis Susanne Annika bittet, ihr doch beim Abwasch zu helfen. Ich schenke mir Wein nach und sehe den beiden zu, und absurderweise fühlt sich das beinahe so an, als wären wir eine Familie.

Du kennst dich ja gut aus mit dem Meer, höre ich Susanne irgendwann sagen.

Ja, antwortet Annika. Ich komm doch von der Ostsee. So? Und woher?

Aus Lassin.

Das ist im Osten, oder? Ist es da schön?

Ich sehe, wie sich Annikas Finger zögernd in dem Lederbändchen verhaken, das sie am linken Handgelenk trägt, und wie sie dann nickt.

Und Hamburg? fragt Susanne.

Geht so.

Annika bleibt noch eine Weile einfach neben Susanne

stehen und sieht ihr zu, all der Zorn verschwunden, mit dem sie eben erst Tim und Kekke verschreckt und vertrieben hat, und schließlich tritt sie wieder herüber zu mir. Lassen.

Das Wort geht mir nach. Vielleicht, denke ich,

18

gründet das Mißverhältnis zwischen Annika und mir darin, daß ihr dieses Wort die ganze Kindheit bedeutet, während es für mich immer nur den Klang einer Episode hat. Aber ist das nicht immer so zwischen Erwachsenen und Kindern? Und trüge ich daher also keine Schuld? Die, die eben noch so erwachsen schien, steht wie ein Kind vor mir und drückt ihren Bauch gegen meine Schulter. Warum weißt du das alles mit Sylt? fragt sie leise und traurig.

Weil ich oft hier war, antworte ich ebenso leise. So leise, daß Susanne uns nicht hören kann.

In deinem Alter oft die ganzen Sommerferien.

Das wußte ich gar nicht.

Meine Mutter hat hier gearbeitet.

Oma?

Ja.

Das hast du mir nie erzählt, Papa.

Das stimmt, denke ich. Obwohl es natürlich keinen

Grund gibt, meine Kindheit vor ihr zu verbergen. Wohl aber vor ihrer Mutter und vor ihrer Mutter in ihr. Oft kam es mir verrückterweise so vor, als richtete sich durch Anni- kas Blick unsichtbar jener andere auf mich. Doch das kann ich ihr nicht sagen. Lieber probiere ich eine meiner Lügen: Du fragst mich ja nie etwas.

Wie eine Nacktschnecke, die man mit einem an- gespitzten Hölzchen pikst, zieht ihr Blick sich zusammen und zurück. Sofort tut sie mir unendlich leid. Am schlimmsten sind diese klappernden Spiele der Verletzung. Wie gern würde ich sie jetzt umarmen.

19

Wir haben ganz vergessen, deine Weihnachtsge- schenke auszupacken.

Die gibt es dann morgen.

Als ob es an ihr wäre, mich zu trösten.

Aus der Küche dringt das beruhigend malmende Geräusch herauf, mit dem sich aus den rotierenden Sprüharmen des Geschirrspülers unermüdlich heißes Wasser über die Töpfe und das Besteck, über Gläser und Porzellan und die Nirostawände der Spülkammer ergießt, während zugleich kalte Windstöße durchs offene Fenster die leise knisternen Seidenstores bauschen. Ich liege auf dem Bett und streiche immer wieder mit den Handrücken über das Waffelmuster des Bettüberwurfs, als wollte ich fliegen. Ich höre die Toilettenspülung im Bad nebenan und gleich darauf, wie Annika ihre Schlafzimmertür ins Schloß drückt. Wir haben die Räume unter dem Dach, Susanne und Achim schlafen mit den Kindern im ausgebauten Keller, den die Vermieter hier gern Warftgeschoß nennen. Meine Hände gleiten langsam über den Stoff, die Fingerknöchel in die Mulden des Webmusters hinein. Immer hatte ich diese peinliche Empfindung, man sähe mir mein Versagen an, mein Verschwinden, mein Fehlen. Wenn ich Annika zu unseren Zoobesuchen abholte, da konnte

sie noch nicht laufen, und im Buggy vor die Käfige schob, oder auf den Spielplätzen unter den Blicken der Mütter, oder

20

später beim Ponyreiten oder in irgendeinem Ausflugslokal: immer hatte ich dieses peinigende Gefühl, man sähe uns beiden an, was geschehen war. Daß ich gar kein Vater mehr war. Jede Anwesenheit des Abwesenden immer zu wenig. Ob sie noch weiß, wie sehr sie das Flußpferdhaus mochte?

Ich überwinde mich, endlich, aufzustehen, ziehe den Bettüberwurf von Decke und Kissen, knülle ihn zusammen und werfe ihn auf die Seite des Bettes, die nicht zu benutzen ich im selben Moment entschied, als ich hereinkam, Gewohnheit eines Vertreters. Ich fange die sich bauschenden und flatternden Vorhänge ein und schiebe sie zur Seite.

Die Nacht glänzt wie lackiert zwischen schütterem nachweißem Gespinst, das gerade dabei ist, sich zu lichten. Darunter tastet der kalte Lichtstrahl des Leuchtturms ruckartig über die Dünenlandschaft, versinkt in ihren Mulden und legt temporäre Aureolen um die Höhenlinien des Sandes, verfängt sich in den bleichen Büscheln des Strandhafers, in Sandsegge und Hagebutte, stolpert und tastet immer weiter und, immer wieder, hinaus aufs Meer. Diesen Geruch nach dunklem Salz hatte ich ganz vergessen; so lange war ich nicht mehr hier.

Irgendwann hört das Klirren der Messer und Gabeln im Besteckkorb des Geschirrspülers auf, und ich bemerke in der plötzlichen Stille, daß der Wind ein seltsam hohles Klacken und Schaben aus dem Dunkel heraufträgt, als schlugen und rieben Äste unentwegt aneinander, dünne, morsche Äste, und als ich

21

mich hinausbeuge, meine ich im nachtschwarzen Dünen tal unterhalb des Hauses tatsächlich eine irisierende Bewegung wahrzunehmen, unangenehm bleich. Warum bin ich mit Annika gerade hierhergekommen? Was suche ich denn? Etwas in Susannes Gesicht erinnert mich an etwas. Ist die Sehnsucht, daß einmal alles gut sei, so groß? Fröstelnd plötzlich, schließe ich leise das Fenster, froh, jenes Scharren und Schaben nicht mehr zu hören, und auch diesen niemals aussetzenden Wind nicht mehr, ganz vergessen hatte ich sein zehrendes Zerren, sich plusterndes Wabern und Heulen.

Das Himmelsblau ist beinahe weiß, auflandender Wind reißt die Gischt von den Kämmen der hoch anrollenden Wellen und treibt sie als schaumige Flocken über den zerwühlten nassen Sand, in den man bei jedem Schritt tief einsinkt. Die Sonne steht wie vereist über der grauen Nordsee. Ein Wintermorgen wie aus einem Roman über das Meer, der keine Handlung hat, wie in dem Buch von Banville, das ich so mag; ich wünschte mir, ich wäre darin. Wütend läuft die Brandung schräg auf. Eine Schar Möwen läßt sich immer wieder hochreißen und wegtragen, um unter dem Wind durchzutauchen und laut schreiend und mit hängenden Flügeln wieder auf dem Sand zu landen. Die mannshohen Tetrapoden aus Beton, die man in den 70er Jahren als Küstenschutz hier abland – ich erinnere mich

22

noch daran, als Kind tagelang in den Dünen gesessen und dabei zugesehen zu haben –, ragen wie hingeworfenes Riesenspielzeug ins Wasser. Jenseits dieser unbegehbaren Mole ändert der Strand seinen Charakter, ist bis zur Südspitze der Insel breit und flach, und die Wellen laufen sich auf ihm wie in Zeitlupe aus, ihre Kronen weiße Borten altertümlicher Bettwäsche. Borten, Barten, denke ich, und es braucht nicht mehr als die Überlagerung dieser beiden Worte, daß ich mir wieder, wie damals, als ich

ein Junge war und allein hier entlanglief, Wale vorstelle, die hier vor- überziehen auf ihrem Weg ins Nordmeer, zu den Krill- schwärmen unter dem schmelzenden Eis des Polarkreises. Der Sand schien mir hier immer auf eine bestimmte Weise sandfarbener als anderswo, und je weiter ich in Rich- tung Süden gehe, um so fester wird er, bis ich kaum noch einsinke. Die mattgelbe Sonne gewinnt im selben Maß an Glanz, wie das Himmelsgrau fadenscheinig wird; dahinter ist ein Blau, das mir in die Augen sticht. Als hätte man Murmeln ausgeschüttet, rollt eine Schar Strandläufer, win- zige graue Federbäusche, mit kleinen Stakkatoschritten die Gischt entlang, geschickt dabei den Wellenzungen auswei- chend, die hier nur noch kraftlos über den Strand lecken. Die Südspitze der Insel, wo See- und Wattseite zusammen- treffen, hat der Wind so weit abgeschliffen, daß sie wie der Kalkschulp einer Sepia tief im Wasser liegt, und man selbst gerät hier, während man die dunkelfeuchte Grenze ab- schreitet, unmerklich unter den Horizont und sieht dabei, wenn es so windig ist wie jetzt, wie der aufgewirbelte Sand

23

über dem Strand leuchtet. Und genau wie damals, wenn ich mit Mutter hier sonntags spazierenging, wird es ganz plötzlich still, wenn man die abgeplattete, festgebackene Sandspitze umrundet. Hat man eben noch dabei zugese- hen, wie die offene See die Wasser der Wattseite in immer neuen Stufen schneidet, so wird das Meer nun glatt wie ein Spiegel. Lassen. Die Weise, wie Annika den Namen des Ortes aussprach, in dem sie geboren wurde, geht mir nicht aus dem Kopf. So anders ist das Meer dort.

Natürlich kannte ich das Lied Biermanns, als ich das erste Mal nach Lassen kam. An der Kirche, über die er singt, muß vorüber, wer ins Zentrum des Ortes und hinunter zum Hafen will. Ich hielt an und stieg die Stufen zum Portal hinauf. Ich weiß noch: Erst, als ich im Schatten des mächtigen Feldsteinturms stand, sah ich die Frau auf dem Schemel vor der offenen Kirchentür. Sie trug bunte Woll-socken in Sandalen und spann. Ich grüßte und erklärte, noch nie ein Spinnrad gesehen zu haben, und daß ich gern verstünde, wie aus dem plustringen Haufen in dem Korb vor ihr jener Faden wird, der um ihren Finger lief und von dort um die Spindel.

Wessi oder Ossi? fragte sie ruhig. Als ich sagte, ich komme aus Münster, erzählte sie mir zunächst ihre Ge- schichte, dann, wie man spinnt, und schließlich händigte sie mir den großen Schlüssel zum Turm aus.

Die Backsteinstufen im eng gewendelten Treppenhaus waren so ausgetreten, daß ich immerzu Angst hatte abzu- rutschen, mich aber auch nicht traute, nach dem wenig

24

vertrauenswürdigen Seil zu greifen, das an der Wand umlief. Auf Höhe der Trauflinie stieg man in den Dachstuhl hinein, auf hölzernen Treppen und Brettern über das offenliegende Kreuzgratgewölbe der Kirche hinweg, ich stellte es mir eierschalendünn vor und sah mich schon durchbrechen bis auf den Steinboden des Kirchenschiffs.

Leitern führten dann weiter nach oben, an den Glocken vorüber und am Uhrenhaus, einem Bretterverschlag mit den großen geschmiedeten Zahnrädern der alten Turm- uhr, die offenbar schon lange stillstand. Staub auf den schwarzen, wie skelettiierten Rädern der Uhr, Taubenmist überall und das Gurren der Tiere aus den Schallöchern, in denen sie nisteten. Irgendwo in Augenhöhe ein Blatt Papier, das man mit einer Reißzwecke an einem Balken befestigt hatte, darauf, wohl vor langer Zeit mit Schreibmaschine geschrieben, verblichen und vergilbt, der Text eben jenes Liedes über die alte Stadt Lassen am Peene- strom, in dem Biermann besingt, wie er mit der Geliebten an einem heißen Sommertag wie diesem hier



oben auf dem Turm steht. Und diese ganze kleine Hansestadt ist plötzlich selbst ein Schiff, das sich losmacht, um mit ihm und der Liebsten davonzusegeln, nach Schweden. Ich dagegen empfand keinerlei Fluchtimpuls, als ich hinuntersah, ganz im Gegenteil, kam es mir doch so vor, als sähe ich in den Sommer meiner Kindheit hinab, so heiß und flirrend und so still, so zeitlos und leer, daß mich Sehnsucht nach diesem biedermeierlich eingesperrten Land ergriff, von dem Biermann sang, dieser so idyllisch untech-

nologisierten Diktatur, die ich mir voller Schlupfwinkel dachte, während ich die ausgeblichene Parole irgendeines Parteitags auf dem Plattenbau des ehemaligen Konsums dort unten entzifferte, ohne sie wirklich zu begreifen. Stör. che flogen niedrig und langsam über den Ort. Die Linden. allee von Lassan hinaus nach Bauer-Wehrland. Die Kalk. abbrüche der Küste in Richtung Greifswald, deren Weiß in den Strebepfeilern, Spitzbögen und Fensterrosetten des Doms wiederkehrt. Die Klosterruine von Eldena natürlich. Bugghagen, Jamitzow, Klotzow, Pinnow: verwunschene Straßen. Anklam. Im Jahr zuvor, nach Studium und Buchhändlerlehre in Köln, hatte ich das Angebot bekommen, für einen Münchner Verlag als Vertreter in Mecklenburg-Vorpommern zu arbeiten, und war ohne zu überlegen nach Schwerin gezogen. Dies war mein erster Sommer im Osten, und ich dachte, ich würde für immer bleiben. Daß niemand im Osten Bücher will, nicht die des Verlages, den ich damals vertrat, aber auch keine anderen, ahnte ich noch nicht einmal, als ich an jenem Sommertag vom Turm wieder hin-abstieg, ganz betrunken von den Farben und vom Wind.

Niemals hätte ich damals vermutet, daß es den Buchhan-del, wie ich ihn von Kind auf kenne, irgendwann einmal nichr mehr geben wird. Damals schien mir das alles, die Prospekte und das VLB und die Drehständer mit den gelben Reclamheften, wie für immer. Mit einem Blick regiStrierte ich, daß die einzige Kundin in der Buchhandlung von Lassan, die ich an diesem Tag zum ersten Mal betrat, in

einem Bildband über japanische Keramik blätterte, der vor kurzem erschienen war. Sie sah so überrascht hoch, als erwartete sie, daß nun etwas Besonderes geschehe. Das war Ines. Ich stapfe vom Ufer in die Dünen hinein, sofort versinkt man im Sand, und es ist still bis auf das Zirpen der Lerchen, die verstummen, wenn man suchend in ihre Richtung schaut; sieht man weg, fängt ihr metallisches Jubilieren sofort wieder an. Wärme steigt aus windstillen Kühlen im Sand, in manchen steht Wasser, es gibt Wollgras und Erika. Ich folge zunächst dem Weg durch das Natur-schutzgebiet, gehe dann aber verbotenerweise querfeldein über das weich federnde Heidekraut, bis die Spitze des Leuchtturms erscheint und sich gleich darauf die Dünen-landschaft zu so etwas wie einem windgeschützten Tal öff-net, von kleinen Hügeln begrenzt, auf denen Ferienhäuser wie merkwürdig erstarrte Tiere einer Herde hocken, allesamt anderthalbgeschossig und mit einem breiten Kamin, reetgedeckt und mit großen Panoramafenstern über Eck, die sie als Bauten der 60er Jahre kenntlich machen. Die grau gestrichenen Satellitenschüsseln hat man zwischen den Büschen im Sand versteckt, die Strandkörbe mit Planen geschützt und angekettet, von den unterirdischen Garagen sind nur die Tore sichtbar. Am Rand des kleinen Dünentals dann der Leuchtturm und unser Haus. Es gibt keine Pläne für die Zeit hier, selbst für Silvester noch nicht, Dinner for One und Bleigießen, vermute ich, Champagner und irgendwo am Himmel buntes Licht. Ansonsten

die Uwe-Dune, das Aquarium, ein Ausflug mit dem Schip zu den Robbenbänken. Ich muß daran denken, wie Tim sich an Achims Hals klammerte.

Ines, zwei Jahre älter als ich, war gerade dreißig ge. worden. Nach einer Töpferlehre irgendwo in der Nähe von Ahrenshoop hatte sie in Berlin Keramik studiert, As. pirantur an der Kunsthochschule, Kandidatin der Wissenschaften - ich bestand darauf, daß sie es mir aufschrieb:

Кандидат наук -, und war jetzt wieder dort, wo sie geboren und aufgewachsen war. In Daklow, einem ehemaligen Rittergut, hatte sie sich eine Werkstatt eingerichtet, in der sie auch wohnte, ein ebenerdiger Raum mit metallspiegigen Fenstern, immer voller Reflexionen vom Wasser des kleinen, schilfumstandenen Sees, an dem das Gebäude lag. Ich erinnere mich noch sehr genau an unsere erste Nacht, im Winter 94, der sehr kalt war. Rauhereif schob sich über die kleinen quadratischen Fensterscheiben, nur in der Nähe des riesigen Holzofens war der Blick nach draußen frei-getaut. Der große Raum fast unmöbliert bis auf unzählige, ganz verschiedene Stühle, die sie aus dem leerstehenden Herrenhaus herübergeschleppt hatte. Ein Meer von Kerzen auf den schmalen Fensterbänken schmolz erst den Rauhereif von den Scheiben und floß dann selbst die Wände hinab.

Als die Flammen nach und nach verloschen, glühte das Ofenrohr im Dämmer, immer wieder stand Ines auf und legte Holz nach, Scheite, die sie im Ufersaum des Sees gesammelt haben mochte, rindenlose, bleiche Äste und abgefressene Kanchölzer, die sichtlich lange im Wasser getrieben

hatten. Die Umarmungen ihrer langen Glieder waren langsam wie bei einem sehr großen Tier, ihre Fingerkuppen tasteten weich nach mir, ihr Atem war frisch und kühl wie der See, ihr Mund sehr sanft.

Gerade habe ich den Leuchtturm und das Reetdach unseres Hauses noch gesehen, jetzt schlucken Bäume den Himmel, und ich begreife, daß der Weg durch das Dünen-tal in jenes Wäldchen führt, dessen Geräusche mich in der Nacht so beunruhigt haben, dieses trockene, knöcherne Schaben rührt von dünnen Stämmchen mit abgestorbenen weißen Ästen her, niedrigen Silberpappeln und vereinzelt Weiden, deren zitternd mäanderndes Astwerk sich vom Wind in eine Richtung hat beugen lassen. Ihre merkwürdige Nacktheit irgendwie nicht naturhaft, sondern das En-doskelett eines bösen Traums. Brombeerranken und der Boden dazwischen glitschig-dunkel bis auf weiße Papier-taschentücher, die überall dort hervorleuchten, wo Strand-gäste sich erleichtert haben. Toter Wald. Sonst ist die Insel: Himmel. Hier, kommt es mir vor, ist die Erde offen. Die Betonwangen einer Bank mit größtenteils weggefallener Be-plankung direkt an dem schmalen Weg. Annika, auf dem Rest der Rückenlehne, lächelt mir zu, als fühlte sie sich ertappt und wäre zugleich erleichtert, mich zu sehen.

Hallo Papa!

Was macht sie nur hier? Und sie ist nicht allein. Die beiden Mädchen neben ihr seltsam ausdruckslos und einander so ähnlich, daß es jenes kleine Zögern braucht, in dem man gewillt ist, eine optische Täuschung anzuneh-

men, bis ich begreife, daß es Zwillinge sind. Die beiden mustern mich stumm, ohne auf meinen Gruß zu reagieren, vierzehn oder fünfzehn vielleicht, mit diesen seltsam alten Gesichtern heutiger Teenager. Annika aber springt auf, kommt zu mir und schiebt ihre Hand zu meiner in die Jackentasche, ganz so, wie sie es als Kind immer getan hat.

Was machst du denn schon hier? Ich bemühe mich, freundlich zu klingen. Wir haben doch noch nicht einmal gefrühstückt.

Annika lächelt zu mir herauf. Das sind Mine und

Maiken.

Und?

Sie wohnen in der Strandstraße, das ist direkt hinter unserem Haus. Sie sagen, sie sehen jeden, der bei uns kommt und geht.

In diesem Moment schultern die beiden die gleiche winzige goldweiße Tasche, und als sie aufstehen, wölben sich über den knappen Jeans mit den dünnen pinkfarbenen Gürtelchen ihre nackten, noch ganz kindlich speckigen Hüften, das sehr weiße Fleisch bei der Kälte wie durchsichtig. Grußlos verschwinden sie hinter der nächsten Biegung des engen, naßdunklen Wegs.

Können die nicht sprechen?

Annika schüttelt den Kopf und zieht mich in die andere Richtung, meine Hand dabei noch immer auf dieselbe Weise haltend, wie sie es als Kind tat, wenn sie sich bei unseren Spaziergängen fürchtete. Mir fällt ein, daß

30

sie unbedingt ihre Mutter anrufen muß, daran hätte ich gestern denken sollen, stets unterstellt sie mir eine Absicht, wenn Annika es vergißt. Das habe sie doch längst gemacht, sagt sie, als ich sie daran erinnere. Dann sind wir auch schon aus dem Wäldchen heraus und stehen direkt unterhalb des Hauses. Hingelagert mit seinem Reetbuckel und den fleischigen Ziegelbacken liegt es auf der Düne über uns, und seine Augen glotzen chamäleonhaft nach allen Seiten zugleich. Die Wolkendecke ist aufgerissen, und die Sonne geht irgendwo hinter den Dünen unter, im Meer, das ich mir flaschengrün denke und weiß. Und Susanne?

Was? Ich schrecke aus meinen Gedanken auf. Der Wind kommt vom Meer, ist kalt und sticht im Gesicht, obwohl der Gasgrill in einer geschützten Ecke der Terrasse steht. Achim hält sich mit einer Hand die Jacke zu, während er mit der anderen abwechselnd das Fleisch wendet und einen Schluck aus der Jever-Flasche nimmt. Die Idee mit den Würstchen hatte Tim, der zuerst auf den voluminösen Gasgrill gestoßen ist. Mit dem Feuerzeug zwischen Daumenknöchel und Kronkorken heble ich eine der Flaschen auf, die Achim auf der kleinen Ablage neben dem Rost bereitgestellt hat. Trotz der Hitze am Grill ist das Bier eisig; ich genieße, wie der Alkohol in den Körper

sackt. Keine Ahnung, was Achim von mir hören will. meinst du?

Wie war Susanne denn so? Damals?

Mein überraschter Blick falle in sein Grinsen. Er frage, ab seilten wir eine Frau, doch jovial wie der Sieger, der den Unterlegenen die Hand hinstreckt. Nichts für ungut, denke ich und sage: Sie hat sich nicht verändert. Ich nehme die Platte, auf die Achim Würstchen und Lammkoteletts gehäuft hat, während er mich ungläubig ansieht, und beeile mich, wieder ins Warme zu kommen.

Bald nach dem Frühstück führen Susanne und Achim mit den Kindern los, um alles für das Barbecue zu besorgen; Annika bot ihnen an mitzukommen. Irgendwann begann es zu regnen, dünn und beiläufig. Im Kofferraum warten die Manuskripte der Frühjahrsbücher darauf, durchgearbeitet zu werden. Ich holte mir einen Stapel davon, ohne jedoch besonders weit zu kommen. Der Gedanke an Lassan ließ mich den ganzen Tag nicht los. Selbstvergessen rupft Annika mit den Zähnen Fetzen von einem Stück Baguette ab,

während ich die Platte auf den Tisch stelle und das Fleisch verteile. Ich sehe, wie Florian sie mustert.

Susanne kommt mit verschiedensten Barbecuesoßen aus der Küche und ruft Kekke und Tim zum Essen, der, als der Grill einmal brannte, schnell alles Interesse daran verlor.

Ob sie denn ein richtiger Fan von Harry Potter sei, will Florian von Annika wissen. Sie schüttelt wortlos den Kopf.

Florian ist der Mann Kathrins, die im selben Krankenhaus wie Susanne arbeitet. Er ist Verfahrenstechniker.

Die beiden sind mit dem Zug angereist und wohnen in der Hapimag-Siedlung in Westerland. Wie er mir erklärt hat, lehnen sie Individualverkehr aus ökologischen Gründen ab.

Man feiert nicht zum ersten Mal zusammen Silvester, Wir hätten etwas gemeinsam, sagte

Achim bei der Begrüßung, nämlich beide ein Kind mit einer Frau, mit der wir nicht mehr

zusammen seien, woraufhin wir uns verlegen die Hand gaben. Florian ist auffällig hager.

Kathrins Frisur, dieser graue Pony, erinnert mich an eine SPD-Politikerin aus meiner Jugend,

deren Doppelname mir nicht mehr einfallen will. Ob sie denn alle Bände kenne, fragt Florian.

Da verschwindet plötzlich Annikas gelangweilter Teenagerblick, und jene kindliche

Ernsthaftigkeit erscheint, die ich immer so sehr an ihr gemocht habe. Ich hab alle drei- bis viermal gelesen, sagt sie mit Nachdruck.

Ihr erster Kinobesuch war 2001 die Verfilmung des ersten Bandes, eine

Nachmittagsvorstellung voll kreischender Kinder, das erste Mal Popcorn. Wie klein sie im

Kinosessel aussah, so tief versunken, daß ihre Füße hochstanden wie bei einer Puppe, und

wie aufgeregt sie sich immerzu umsah. Als es dunkel wurde, nahm sie meine Hand. Noch

immer schaut sie Florian so ernst an, wie die Kinderwelt nun einmal ist. Wie seltsam, daß

man in Kinder hineinsehen kann. Bis sie dann eines Tages, als wäre das eine Frage der

Entscheidung, einfach aufhören, Kind zu sein. Als hätten sie zum allerersten Mal diese ganz

unverständliche Fremdheit empfunden, gegenüber allem, die uns alle dann nie mehr

verlassen hat.

Annika lächelt jetzt, wie ich es noch nicht oft bei ihr gesehen habe, und ist mit einem Mal

erwachsen, einfach so, und es nimmt mir den Atem, weil sie so neugeboren glänzt, so

ungeheuer unverletzt, wie frischer Lack oder Fisch, den man gerade an Land zieht. Sofort

merkt man Florian an, wie schwer es ihm fällt, gegenüber der Frau souverän zu bleiben, die

da nun neben ihm sitzt.

Wärst du denn gern in Hogwarts? Man kann seine

Unsicherheit hören.

Nein. Annika lächelt ihn an, als wäre er ihr Tischherr bei einem gesetzten Essen. Und im

nächsten Moment ist sie wieder so ernst, wie nur Kinder es sind, von jenem glasklaren

Ernst, der unbeschwerter ist als alle Kindlichkeit, und ihr Blick geht durch ihn hindurch.

Florian nickt zögerlich.

Was geht ihn meine Tochter an? denke ich gerade, als Achim quer über den Tisch hinweg

wissen will, was das eigentlich genau sei: Verlagsvertreter. Also erzähle ich vom Tingeln zu

den Buchhandlungen meines Gebietes, denen ich zweimal im Jahr die Bücher der Verlage

vorstelle, für die ich reise; freier Handelsvertreter, auf eigene Kosten und Provision.

Und? Ist das lukrativ?

Zur Zeit meiner Mutter war es das und auch noch, als ich anfang. Aber es wird immer

schlechter.

Deine Mutter hat das auch gemacht?

Sie hat sogar hier auf Sylt als Buchhändlerin gearbeitet.  
Echt?

Ja. Immer im Sommer, in Kampen, in einer Buchhandlung direkt in den Dünen, erzähle ich und bemerke, wie aufmerksam mir Annika zuhört. Da gab es auch Son-nenmilch und Spielzeug, Schaufeln und Hansaplast und Mützen und Heidschnuckenfelle. Mutter hat immer von ihren tollen Kunden geschwärmt, die morgens Zeitungen kauften und alles für den Strand und abends, wenn sie sich umgezogen hatten und zum Sonnenuntergang wie-derkamen, unheimlich viele Bücher. Das war die goldene Zeit des Buchhandels. Ich überlege mir oft, welche Bücher das damals gewesen sein mögen, Nolde-Bildbände vielleicht und Autoren wie Hagelstange, Grass und Siegfried Lenz. Mutter erzählte, daß auch Axel Springer in den Laden kam, das war ihr natürlich unangenehm, weil sie selbstverständlich links war und gegen die Bildzei-tung, aber Springer muß ein sehr charmanter Mann gewesen sein. Einmal habe er, als sie ihm einen der schönen Bildbände des Wachholtz-Verlages zeigte, gleich dreißig Stück gekauft.

Ich hatte Henriette sehr gern, sagt Susanne leise. Deine Mutter war eine wunderbare Frau. Kathrins Blick hängt kurz in der Luft, als wollte auch sie etwas sagen, dann senkt sie ihn wieder. Achim macht ein Bier auf und gibt es mir ohne zu fragen über den Tisch, bevor er sich selbst eine weitere Flasche öffnet. Und was ist heute anders als damals?

Vor zwanzig Jahren gab es eigentlich nur unabhän-Eige Buchhandlungen und überall das volle Sortiment,

also Kinderbücher und Klassiker, Schmöcker, Gedichte und Ratgeber. Heute machen die Ketten sich überall breit, die uns Vertreter gar nicht mehr empfangen.

Wieso das denn?

Zentraleinkauf. Hugendubel und Thalia verhandeln mit den Verlagen direkt und bekommen so für ihre vielen Filialen bessere Margen.

Achim nickt. Ich muß ihn nicht fragen, wann er zuletzt in einer Buchhandlung war. Sicher bestellt er das wenige, das er liest, bei Amazon. Florian beugt sich zu Annika hinüber und flüstert ihr etwas zu. Ungehörig kommt mir das vor, und ich überlege gerade, wie ich mich einmischen kann, da muß Annika meinen Blick bemerkt haben, schon ist sie aufgestanden, steht hinter mir, legt ihre Arme von hinten um meine Schultern und ihre Wange an meine. Ich bin so überrascht, daß ich für einen Augenblick unter der unerwarteten Berührung erstarre.

Bringst du mich ins Bett, Papa?

Ich nicke. Geh schon mal hoch, sage ich. Ich komm gleich zu dir.

Die Gesichter am Tisch. Wie wir uns ansehen und was wir reden. Neulich las ich von einem Parasiten, der bei Ratten und Mäusen gezielt eine bestimmte Gehirnregion infiziert, woraufhin sich deren angeborene Furcht vor Katzen ins Gegenteil verkehrt, was die Chance erhöht, daß die infizierten Tiere Katzen zum Opfer fallen, was wichtig ist, weil dieser Einzeller seine Oozysten nur in deren Darm bilden kann, die dann wiederum in einen Zwischenwirt

gelangen. Das ist der Kreislauf. Lustigerweise hat man nun festgestellt, daß es sich bei diesem Zwischenwirt keineswegs nur um Ratten handeln muß: Fast die Hälfte aller Europäer hat Antikörper gegen diesen Parasiten im Blut und sich also einmal infiziert. In der

Regel verlaufen die Infektionen unauffällig und bleiben daher unerkant. Dennoch stellt sich natürlich die Frage, ob diese Einzeller auch unsere Psyche verändern. Es gibt Untersuchungen, die es plausibel erscheinen lassen, daß der Parasit Frauen dynamischer und unabhängiger werden läßt, Männer dagegen eifersüchtiger, gruppenhöriger. Und in beiden Geschlechtern erhöht sich offenbar die Neigung zu Schuldbewußt-sein. Bestimmt dieser Parasit also, ob es mir gelingt, die Beziehung zu Annikas Mutter aufrechtzuerhalten, oder ob wir uns trennen? Und wie sehr ich meine Tochter liebe?

Als ich zu ihr ins Zimmer komme, starrt sie auf das Klappdisplay des Samsung, während ihre Daumen im Stakkato auf die Tasten hämmern. Ich setze mich auf das Bett und sehe ihr dabei zu. Ihr schwarzes Shirt zeigt das Gesicht eines weinenden Mangamädchens, dessen riesengroße Kulleraugen mich traurig ansehen. Das Lederband an Annikas linkem Handgelenk. Auf dem Nachttisch neben dem iPod einer jener Vampirromane für Teenager, die Regal um Regal der Buchhandlungen erobern. Als ich so alt war wie sie, hatte ich alle Jugendbücher ausgelesen, die es gab, und begann mich bei den Eltern umzusehen. Die Lücke, die da klaffte, bedeutete damals den Sprung in eine Welt, in der ich als Kind plötzlich keine Rolle mehr spielte.

Diese luelegibues niede tier, Vampitboys Alle sie au,  
ich nehme ihr Buch und blättere darin. Annika Klappt de Handy zusammen und legt es weg, kuschelt sich ins Kie sen, ihr Gesicht mir zugewands, und schiebt beide Hand-unter den Kopf.

Liest du eigentlich Mangas? will ich wissen. Warum frage ich nicht, was mich wirklich interessiert? Mit wem sie da ständig in Kontakt steht.

Papal stöhnt sie und verdreht die Augen. Erzähl mir lieber, wie es mit Oma hier auf Sylt war. Ich lege das Buch weg. Weißt du: Ich glaube, für Oma war es die schönste Zeit ihres Lebens. Du mußt dir vor-stellen, sie war noch sehr jung, jünger als ich jetzt, und im Sommer war hier wirklich viel los. In Kampen gab es die ersten Diskotheken.

Du meinst Clubs?

Ja, Clubs. 1966 war ihr erster Sommer hier. Damals war Sylt so was wie Ibiza heute.

Und Opa?

Der blieb in Münster. Aber mich hat sie immer mit-genommen, anfangs den ganzen Sommer, und später, als ich in die Schule mußte, für die Sommerferien. Sie hat immer gesagt, uns gehe es doch gut, weil sie arbeiten dürfe, wo andere Urlaub machen.

Aber wer hat sich um dich gekümmert, wenn sie in der Buchhandlung war?

Die Freundin, bei der wir damals immer gewohnt ha-ben. Oft hat sie auch nachts auf mich aufgepaßt.

Annika nickt, und ich betrachte dieses seltsame Kind, das doch keins mehr ist, obwohl es nach Zahncreme riecht und seine Haare naß sind vom Gesichtwaschen und die Arme noch konturlos und weich, wie es Kinderarme sind.

Ich muß nicht lange suchen, um neben ihrem Kissen das wollene Schaf zu entdecken, völlig zerschissen und verwa-schen, ein Geschenk zu ihrem zweiten Geburtstag, das sich gegen alle Steiffbären und Felixhasen durchgesetzt hat und auch später gegen die Diddlmäuse und Barbies. Ohne das Schaf hätte sie nie irgendwo übernachtet. Fuchtbar, als sie es einmal vergessen hatte und klar war, UPS würde erst am nächsten Vormittag liefern. Manchmal kommt es mir so vor, als wäre ihr Lächeln älter als ich. Dann wieder frage ich mich, ob ich Schuld habe an der Traurigkeit in ihrem Blick, die mir zugleich gefällt. Erst unser Versagen gegenüber unseren Kindern richtet sie fürs Erwachsenwerden her. Tatsächlich haben mich

Frauen, die ohne ihren Vater aufgewachsen sind, immer am meisten beeindruckt, sind sie doch oft auf eine so klare Weise rational, der man an-merkt, daß sie sich die Rationalität ihrer Väter selbst haben erfinden müssen. Ich sehe Annika an und überlege, ob ich zu verbergen versuchen muß, woran ich denke. Werfe mich auf sie, wie ich es früher immer getan habe, wuschle ihre Haare und kitzle sie, und sie strampelt und schreit und lacht und entwindet sich schließlich meinem Griff. Ich lasse mich neben sie aufs Bett fallen. Oh Papa! sagt sie lachend und zieht dabei ihr Shirt zurecht.

Jetzt hab ich dein Weihnachtsgeschenk schon wieder vergessen!

Macht nichts.

Doch. Moment!

Ich gehe schnell hintiber in mein Zimmer und hol die Päckchen aus dem Koffer. Sansibar oder der letzte Grund, die Erstausgabe von 1957 in blauem Leinen. Sie packt das Buch aus und dreht es in den Händen. Fragt, ob sie auch die anderen Geschenke aufmachen dürfe. Kekke bekommt Tintenherz und Tim zwei Bände Fünf Freunde.

Die hatte ich auch. Sie betrachtet die kleinformigen Bücher, als wäre ihre Kindheit lange vorüber.

Ja, ich weiß.

Worum geht es in dem Roman?

Ich erzähle es ihr, während sie die anderen Bücher wieder verpackt. Als ich fertig bin mit der Geschichte, sagt sie zusammenhanglos: Mine und Maiken meinen, es könnte schon sein, daß es morgen eine Flutkatastrophe gibt.

Diese Zwillinge wieder, denen ich in jenem seltsamen Wäldchen begegnet bin, als ertappte ich sie bei etwas Ver-botenem. Aber bin nicht eigentlich ich derjenige, der nicht die Wahrheit sagt? Es stimmt ja, denke ich: Die Zeiten, die kommen, werden furchtbar sein. Deine Oma, sage ich, bevor ich sie auf die Wangen küsse und ihr eine gute Nacht wünsche, hatte nie Angst vor einer Flut.

40

Das kannst du doch nicht machen! Achim sieht mich entsetzt an.

Nicht so laut! Die Kinder können uns doch hören!

Susanne springt auf, um die Tür zur Diele zu schließen.

Warum nicht? versuche ich es noch einmal zu erklä-ren. Ich habe doch wohl ein Recht darauf zu wissen, ob

Annika meine Tochter ist.

Hast du sie nicht gerade ins Bett gebracht?

Aber darum geht es doch gar nicht. Warum muß ich mich dann blind machen? Es gibt ja Fakten.

Nein, die gibt es nicht. Wenn du für sie der Vater bist, dann ist sie deine Tochter.

Unsinn, sage ich, dabei hat Achim natürlich recht:

Aus der Verantwortung entläßt mich die Biologie nicht.

Dennoch ist falsch, was er sagt. Als vor ein paar Jahren private Labors begannen, Gentests anzubieten, empfand ich den Gedanken zunächst völlig ungehörig Annika gegen-über, meine Vaterschaft zu überprüfen, als würde schon der Gedanke daran entwerten, was ich mit diesem Kind erlebt hatte. Aber die Möglichkeit ist in der Welt, und auch der, der sie

ignoriert, weiß heute immer um sein Nicht-wissen. Irgendwann habe ich die Testutensilien im Internet bestellt, den Spatel, mit dem man Schleimhautzellen aus dem Mund entnehmen, und das Röhrchen, in das man Haare oder Fingernägel geben soll, und das Formular, mit dem man erklärt, das Zellmaterial mit dem Wissen desjenigen einzuschicken, von dem es stammt. Doch all das habe ich nie benutzt, der kleine Luftpolsterumschlag

Das kannst du doch nicht machen! Achim sieht mich entsetzt an.

Nicht so laut! Die Kinder können uns doch hören!

Susanne springt auf, um die Tür zur Diele zu schließen.

Warum nicht? versuche ich es noch einmal zu erklären. Ich habe doch wohl ein Recht darauf zu wissen, ob

Annika meine Tochter ist.

Hast du sie nicht gerade ins Bett gebracht?

Aber darum geht es doch gar nicht. Warum muß ich mich dann blind machen? Es gibt ja Fakten.

Nein, die gibt es nicht. Wenn du für sie der Vater bist, dann ist sie deine Tochter.

Unsinn, sage ich, dabei hat Achim natürlich recht:

Aus der Verantwortung entläßt mich die Biologie nicht.

Dennoch ist falsch, was er sagt. Als vor ein paar Jahren private Labors begannen, Gentests anzubieten, empfand ich den Gedanken zunächst völlig ungehörig Annika gegenüber, meine Vaterschaft zu überprüfen, als würde schon der Gedanke daran entwerten, was ich mit diesem Kind erlebt hatte. Aber die Möglichkeit ist in der Welt, und auch der, der sie ignoriert, weiß heute immer um sein Nicht-wissen. Irgendwann habe ich die Testutensilien im Internet bestellt, den Spatel, mit dem man Schleimhautzellen aus dem Mund entnehmen, und das Röhrchen, in das man Haare oder Fingernägel geben soll; und das Formular, mit dem man erklärt, das Zellmaterial mit dem Wissen desjenigen einzuschicken, von dem es stammt. Doch all das habe ich nie benutzt, der kleine Luftpolsterumschlag

lag in meinem Schreibtisch, bis ich ihn irgendwann weg geworfen habe. Ich weiß also nicht, ob Annika mein Tochter ist. Dennoch sage ich zu Achim: Daß die Muse einen Gentest verweigern kann, ist absurd! Man beruft sie auf das Recht des Kindes an seinen genetischen Daten Und was ist mit dem Recht des angeblichen Vaters auf die Wahrheit?

Es geht dem Gesetzgeber dabei nur um das Wohl der Kindes.

Da bin ich mir nicht so sicher, widerspricht Kathrin leise und dreht dabei ihr Weinglas in den Händen.

Was meinst du? will Achim wissen.

Kathrin sieht Florian an. Erzähl doch die Geschichte vom letzten Sommer.

Florian scheint auf seinem Stuhl zusammenzusinken.

Dann aber richtet er sich auf, als rief er sich selbst zur Ordnung, zieht ein Bein unter das andere und setzt sich darauf.

Gedankenverloren sackt er wieder zusammen, als er zu erzählen beginnt. Na ja. Lukas lebt bei seiner Mutter, wir sehen ihn nicht sehr oft. Deshalb versuchen wir, die Ferien möglichst zusammen zu verbringen. Letzten Sommer, als sein Faible für Cowboys auf dem Höhepunkt war, hatte ich drei Wochen auf einer Westernranch gebucht.



Kurz vor Ferienbeginn, erzählt Kathrin weiter, rief dann Jasmin an, so heißt die Mutter von Lukas. Er dürfe nicht mit uns in Urlaub fahren. Im Hintergrund hörte man das Kind schreien. Kathrin holt Luft. Das ist immer das Schlimmste.

Leider geschieht so etwas ziemlich oft, sagt Florian.

Irgend etwas läuft bei ihr schief, und schon läßt sie einfach eine Bombe platzen. Einmal, als ich Lukas übers Wochenende abholen wollte - wir wohnen in Freiburg, wie Susanne und Achim, Lukas in Karlsruhe - und gerade die Sachen in den Kofferraum packte, hieß es plötzlich: Mit diesem Auto fährt Lukas nicht. Der Kindersitz habe kein Prüfzeichen. Da war dann nichts zu machen. Ich mußte den Wagen stehenlassen und die Bahn nehmen.

Florian hat Jasmin dann eine Familientherapie vorgeschlagen. Kathrin stelle ihr Glas ab und lächelt mich

an. Ich wollte einfach irgendwie eine Verlässlichkeit. Daß

Jasmin nicht mehr mitten in der Nacht anruft.

Und? Hat das was gebracht?

Jasmin bestand darauf, die Therapeutin auszusuchen, sagt Kathrin. Aber sie fand keine, die ihr zusagte.

Und wißt ihr, was das Beste war? Florian nimmt den Blick nicht von seiner Papierserviette, die er in schmale Streifen gerissen hat und nun in kleine Quadrate teilt.

Als Lukas aus dem Urlaub zurückkam und erzählte, was er alles erlebt habe, fiel mir natürlich sofort auf, daß da etwas nicht stimmte. Als ich nachfragte, sagte er, seine Mutter habe ihm erklärt, in Italien bräuchte man keinen Kindersitz.

Alle am Tisch lachen, froh, daß die Spannung sich entlädt, und auch Florian muß lächeln. Doch man kann sehen, wie unangenehm ihm diese Geschichte eigentlich

ist. Ich kenne das. Man wird die Schuld nicht los, so viel man davon auch auf sich nimmt.

Und was war nun mit dem Ponyhof? grinst Achim erwartungsvoll.

Jasmin erklärte uns, Lukas dürfe nicht mitfahren, weil der enge Kontakt mit mir schädlich für seine Entwicklung sei. Kathrin sieht sich triumphierend in der Runde um. Das muß man sich mal vorstellen.

Kannte er dich denn noch nicht?

Natürlich. Wir sind seit fünf Jahren zusammen.

Das verstehe ich nicht.

Florian lacht. Wir auch nicht. Trotzdem saßen wir beide dann drei Wochen allein auf einem Ponyhof.

Herrje.

Was sollten wir machen? Stornieren ging nicht mehr, und das Ganze war sündhaft teuer.

Aber warum ist jemand so? Susanne sieht mich an.

Mir fällt auf, daß sie die ganze Zeit geschwiegen hat. Es kann doch nicht sein, daß da die reine Willkür herrscht.

Doch, sagt Kathrin. Das meine ich ja.

Das Gesetz, erkläre ich, erkennt das Sorgerecht eines nichtehelichen Kindes grundsätzlich allein der Mutter zu.

Der Vater kann es gegen ihren Willen nicht bekommen, das hat das

Bundesverfassungsgericht 2003 noch einmal bestätigt. Damit aber wird ein Machtverhältnis

zwischen den Eltern geschaffen. Du kannst dir die Hilflosigkeit der Väter nicht vorstellen. Und auch in der Wahrnehmung der anderen ist man immer im Unrecht. Und hat keinen Ort,

das Gegenteil zu beweisen. Die Jämmerlichkeit dieser ewigen Zoobesuche.

Und? Kennt ihr inzwischen den wirklichen Grund für die Absage? will Achim wissen.

Florian ist ganz ins Zerrupfen seiner Serviette versunken, deren Fetzen immer kleiner werden.

Das haben wir später schon verstanden, sagt Kathrin zögerlich.

Na ja, du weißt nicht, ob unsere Vermutung richtig ist, wiegelt er leise ab.

Aber natürlich haben wir recht.

Womit denn? Susanne, die neben Florian sitzt, beugt sich vor, um in sein Blickfeld zu gelangen.

Kathrin meint, es habe damit zu tun, daß wir auch ein Kind wollten.

Das verstehe ich nicht.

Ich hatte Lukas gefragt, ob er sich freuen würde, ein Schwesterchen zu haben oder einen Bruder. Die Absage von Jasmin kam direkt danach.

Susanne schüttelt den Kopf und leert ihr Glas. Achim fragt, ob er noch eine Flasche aufmachen solle, doch sie antwortet ihm nicht. Auch sonst sagt lange niemand etwas.

Florian reibt sich die Augen. Fast scheint es, als warteten alle darauf, daß Susanne entscheidet, wie es weitergehen soll, mit dem Gespräch, mit dem Abend, mit uns. Man hört den Wind, der heftig an den Läden zerrt. Irgendwer hatte am Nachmittag den Ofen angefeuert. Jetzt, denke ich, ist er kalt.

Du kennst das nicht, sage ich leise zu Susanne De Emiedigung, von der Geburt deines Kindes an ah potentieller Feind behandle zu werden. Oder eigente.

als Feind der potentiell alleinerziehenden Mutter Auf de ist nämlich alles ausgerichtet: die Anerkennung der Vaschaft, die automatische Bestellung eines Amtsbeisande, der Unterhaltstitel, der es dem Amt erlaubt, bei Bedarf a fort zu pfänden, die in regelmäßigen Abständen wieder. kehrende Aufforderung, dein Einkommen offenzulegen.

Schon die Rede von alleinerziehenden Müttern ist eine Unverschämtheit, weil sie so tut, als gäbe es mich gar nicht Aber es soll mich ja auch nicht geben, die alleinerziehende Mutter ist das Ideal staatlicher Fürsorge. Alle Versuche, sich mit der Kindsmutter ins Einvernehmen zu setzen, stören da nur. Inzwischen glaube ich: Gerade die Macht, die die Mutter deines Kindes über dich hat, verhindert jedes Ein-vernehmen. Und diese Macht beginnt mit dem Wissen um die Vaterschaft.

Ach was! Achim verschränkt die Arme vor der Brust.

Wir sind doch keine Tiere.

Was meinst du damit? will Florian wissen.

Ganz einfach: Wenn du Lukas liebst und Lukas liebt dich, dann ist er dein Sohn, ganz egal, wer deine Frau gefickt hat.

Achim! entfährt es Susanne.

Doch Achim springt auf und stößt seinen Stuhl dabei so heftig zurück, daß er umfiele, finge er ihn nicht in derselben Drehbewegung wieder auf, mit er er sich, murmelnd, er müsse jetzt eine rauchen, zur Terrasse umwendet und hinausstürzt. Ein eiskalter Windstoß fährt in den Raum.

Nach einer Weile beginnt Florian, in die schweigende Runde hinein, in der sich niemand aufrufen mag, schlafen zu gehen, von einer Bürgerinitiative zu erzählen: Initiative für die

Abschaffung der diskriminierenden Bezeichnungen von Tiefdruckgebieten ausschließlich mit Frauennamen und Hochdruckgebieten ausschließlich mit Männernamen. Alle Schlechtwetterperioden mit Frauennamen zu versehen, werfe ein falsches Licht auf die weibliche Hälfte der Menschheit. Man habe ziemlich viele Unterschriften gesammelt und dem Meteorologischen Institut der FU Berlin übergeben. Ich wüßte gern, was daraus geworden ist, sagt Florian noch, dann ist es für einen langen müden Moment wieder völlig still am Tisch.

Ich weiß noch: Immer am Freitagnachmittag strömten die schwarzen und asiatischen Hausangestellten, die übers Wochenende freihatten, zum Bahnhof von Westerland, um aufs Festland hinüberzufahren. Ich saß oft in der Halle und sah ihnen nach, saß lange da, als wartete ich auf jemanden. Daran habe ich nach der Trennung von Ines oft denken müssen. Nicht nur das Kind wird einem genommen, sondern man selbst sich. Rechtelos gegenüber dem eigenen Kind wie ein Kind, wird man selbst wieder eines. Davon würde ich Susanne und Achim gern erzählen. Nicht, weil sie da sind, lieben Väter ihre Kinder. Ich glaube, die Liebe der Väter entsteht, wenn sie zum ersten

Mal in ihnen diese ganz voraussetzungslose Fülle spüren, die wir alle in uns tragen. Dieses plötzliche Wissen, was wir füreinander sein können. Für Männer ist das, glaube ich, eine andere Erfahrung als für Frauen, sie kann einen wirklich verändern, und es gibt wenig, was Männer sonst verändert. Manchmal denke ich, es sollte zwei Wörter geben für das Kind der Mutter und dasjenige des Vaters, und eigentlich denke ich, eine Tochter ist immer nur eines Vaters Kind.

Ich weiß nicht, wieviel Zeit vergangen ist, als Florian schließlich zum Fenster hin nickt und in die Runde fragt:

Was ist das eigentlich?

Der Hund, der Hahn, das Pferd.

Ein Jöölboom, sage ich.

Susanne fächert die Finger wie einen Rechen auf und kämmt ihre nassen roten Haare damit zurück. Sie sitzt inmitten eines Quadrats Mittagslicht und schließt die Augen in der Wärme. Ich sehe die Schweißperlen auf ihrer Oberlippe, ihre Haut ist ungeschminkt und gerötet. So gut wir beide die Idee fanden, die Sauna auszuprobieren, so unsicher waren wir dann, und tatsächlich war es zunächst etwas peinlich, wenn auch zugleich vertraut, in der engen Sauna so nackt nebeneinanderzusitzen, wie wir uns zuletzt mit neunzehn auf einem Campingplatz bei Biarritz gesehen haben. Ich frage sie, ob sie sich daran erinnert. Lachend

rafft sie den weißen Frotteebademantel um sich, der viel zu groß für ihre kleine Gestalt ist, läßt die Schlappen auf den Boden fallen und zieht die Beine aufs Sofa, um sich mit einem müden Seufzen in die Kissen zurückfallen zu lassen. Natürlich erinnere sie sich. Ich stelle eine Flasche Mineralwasser und zwei große Gläser auf den Tisch. Ihre Schlüsselbeine queren den weißen Schalkragen. Ich weiß noch genau, wie ich deren Schattenlinie mit fünfzehn oder sechzehn einmal einen ganzen Abend betrachtet habe.

Gierig trinke ich, noch im Stehen, mein Glas leer, Susanne das ihre in derselben Zeit. Sind wir fünfzehn? Es ist so still im Haus wie die ganzen Tage noch nicht. Achim ist mit Kekke und Tim zum Schwimmen, Sylter Welle heißt das Spaßbad der Insel, Annika trifft sich wieder mit den Zwillingen. Susanne hält mir ihr Glas hin. Ich gieße ihr nach.

Es ist schon Donnerstag, denke ich überrascht, wie die Tage ineinander verschwimmen, und setze mich neben

Susanne.

Was war denn vorhin eigentlich los?

Ich zuckte mit den Schultern. Ich weiß es nicht. Du warst gerade im Bad, da schlug Kekke beim Frühstück vor, schwimmen zu gehen, Tim war begeistert von der Aussicht auf eine Wasserrutsche, und ich ging davon aus, auch Annika würde sich über den Plan freuen, so gern, wie sie schwimmt. Ich dachte, daß sie wohl kaum etwas dagegen haben könnte, wenn ich hierbliebe und läse, was ich aber wohl nicht deutlich genug gesagt habe. Jedenfalls warf sie, als es ihr klar wurde, ihr angebissenes Brötchen wütend

auf den Teller, und als ich ihr die Hand auf die Schade legen wollte und mich erkundigte, was los sei, schrie i schluchzend auf, und ich sah, daß ihr Gesicht in Trane schwamm.

Sie hat wohl darauf gewartet, von dir endlich bemeie zu werden.

Aber ich hab gar nicht begriffen, daß ihr etwas nich paßte. Was ich ihr dann auch sagte.

Susanne schüttelt lächelnd den Kopf. Aber es ging na türlich darum, daß du mitkommst.

Ja, natürlich. Ich hab sie dann zu trösten versucht, doch sie stieß mich weg und versank wieder in Schluchzen.

Kekke und Tim sahen stumm dabei zu und begriffen offensichtlich überhaupt nicht, was geschah. Vielleicht kennen sie auch das Gefühl gar nicht, um die Aufmerksamkeit der Eltern kämpfen zu müssen, verbissen und schließlich so verzweifelt, daß es einem selbst peinlich ist, man sich selbst peinlich ist und gerade deshalb nicht aufhören kann mit Heulen und Schreien. Schüchtern bot Kekke Annika an, sie könne gern ihre Schwimmbrille haben mit dem Schnor-chel, und ich hoffte schon, Annika wäre noch Kind genug, um dieses Angebot als einen Ausweg annehmen zu können, doch statt ihr zu antworten, rannte sie auf ihr Zimmer, das Gesicht in den Händen, damit wir sie nicht sehen konnten.

Warum bist du ihr nicht nachgegangen?

Ich weiß nicht. In solchen Momenten bin ich immer wie gelähmt, gerade, weil sie mich braucht. Kindisch, ich weiß. Jedenfalls: Die drei fuhren dann ohne sie los.

50

Und kaum, daß der Wagen die Einfahrt hinab war, kam Annika die Treppe herunter und erklärte, sie werde spa-zierengehen. Später sei sie außerdem mit Mine und Maiken verabredet, das habe sie vorhin ganz vergessen, und hätte daher sowieso nicht mit ins Schwimmbad gehen können.

Susanne sieht mich lange an. Annika ist ein tolles Mädchen.

Ich weiß, sage ich und überlege noch immer, was ich hätte tun sollen.

Erzählst du mir von Ines? Oder kennen wir uns dazu nicht gut genug? Susanne rafft lächelnd ihren Morgenmantel wieder über der Brust zusammen.

Ich tauche langsam aus meinen Gedanken an Annika auf und betrachte sie, und es kommt mir plötzlich so vor, als sähe ich mit einem Mal jede Spur des Alters in ihrem Gesicht und wüßte haargenau, was sie von dem Mädchen unterscheidet, das sie einmal war. Und ich kann spüren, wie sehr sie meinen Blick genießt.

Natürlich erzähle ich dir von ihr. Wo soll ich denn anfangen?

Vielleicht mittendrin?

Ich muß lachen. Und erinnere mich tatsächlich sofort an einen bestimmten Tag. Wie der Morgen graute und wie kalt es vom See hereinkam. Ich weiß noch: In der Nacht hatte ich einen Alptraum gehabt, ich hatte oft Alpträume bei ihr, Angstträume, so verschlingend wie gesichtslos, und sie hatte mich beruhigt wie ein Kind, und ich war unter

ihrer Berührung zusammengeschnürt und in ihrem Arm eingeschlafen. Vom See die ganze Nacht das Glucksen des Wassers und immer Feuchtigkeit auf allem, selbst, wenn man die Fenster schloß. Der See, beginne ich Susanne zu erzählen, lag ein ganzes Stück abseits der Bundesstraße, NVA-Panzerplatten mehrere Kilometer durchs Gestrüpp, Bleßhühner und Haubentaucher am frühen Morgen. Der alte, auf Grund gesunkene Kahn im Schilf. Die verrosteten Klettergerüste und Schaukeln am Herrenhaus, das zuletzt ein Heim für behinderte Kinder gewesen war. Ich mustere Susannes Gesicht und erinnere mich an die kühlen Hände von Ines und wie sie mich berührte. Damals dachte ich, es gebe so etwas wie Reste von Utopie in den windstillen Buchten dieses fremden Landes. Mit einem tiefen Ausatmen stieg sie auf mich. Ihre langen Glieder waren die eines Fohlens, ihre Nase unter meinem linken Ohr. Wie sie roch. Ich mag es nicht, daß man solche Intimitäten niemals vergißt. Etwas, das es mit einem anderen Menschen nie mehr geben wird. Annika ist dieses Etwas.

Peter?

Susanne holt mich aus meinen Gedanken. Ich nicke.

Eines Morgens haben wir uns nicht geküßt, sondern nur angesehen, während wir uns liebten. Eigentlich haben wir uns immer angesehen dabei, doch an diesem Morgen war etwas anders als sonst. Wir wußten, wir machen ein Kind.

Ach! Susanne betrachtet mich mit einem Lächeln, das spöttisch sein soll.

Ia. Wir waren so vertraut miteinander, daß ich um ihren Zyklus wußte, und zugleich einander so fremd, daß der Gedanke mich wie eine ultimative Annäherung erregte. Wir flüsterten die ganze Zeit miteinander. Ich komme, komm in mir, ja, ich auch. In der Art. Selten in meinem Leben war ich so euphorisch wie in diesem Augenblick. Es war sehr erregend.

Das Lächeln steht unverändert in Susannes Gesicht.

Sie wartet, daß ich weiterspreche.

Wenig später stand ich dann im Wartebereich dieser alten DDR-Poliklinik, die jetzt Ärztehaus hieß, und an den vom Staub blinden Scheiben starben die Fliegen in der ersten Frühlingssonne.

Wieso Klinik? Ich verstehe nicht.

Wir hatten uns schnell darauf geeinigt, doch lieber kein Kind zu wollen. Warum ich aber im Wartezimmer blieb, weiß ich nicht mehr. Ich hab mich das seitdem immer wieder gefragt. Ich weiß es wirklich nicht. Wie verhext kommt mir das heute vor.

Moment mal. Eins nach dem andern, Peter. Zunächst einmal: Wo war das?

In Greifswald.

Und ihr hattet beschlossen abzutreiben?

Ja.

Am selben Tag?

Ja, an demselben Morgen.

Und du hast draußen gewartet, während Ines mit dem Arzt sprach?

Ja. Irgendwie war es mir unangenehm, zu einem Frauenarzt mitzugehen. Und außerdem war das 94, der ganze Osten, diese Klinik war mir fremd.

Und?

Ines sagte, der Arzt habe sie gebeten, wiederzukommen, wenn die Schwangerschaft eindeutig sei. Dann könne man immer noch abtreiben. Die Pille danach verordne er nicht.

Susanne zieht den Morgenmantel zusammen. Das hat dir Ines erzählt?

Ja.

Und wie lange, sagst du, kanntet ihr euch da?

Seit unserer ersten Nacht? Vier Wochen ungefähr.

Und du hast ihr geglaubt?

Ich weiß nicht. Irgend etwas an diesem Morgen stimmte nicht. Warum bin ich nicht mit hinein? Wir gingen jedenfalls dann durch einen kleinen Park, eher eine Grünanlage, mit Lenin-Denkmal. Man kennt das: der Kopf des Revolutionärs und seine Faust in Beton, darunter ein Satz über die Revolution. Ich mochte diesen Satz.

Ich fasse es nicht, Peter! Über so etwas hast du in diesem Augenblick nachgedacht?

Ja. Ich weiß nicht, wie ich dir das erklären soll. Ines kam für mich aus einem fremden Deutschland, auf das ich auch ein wenig neidisch war. Weißt du noch, in Geschichte: Oktoberrevolution, Räterepublik, Rosa Luxemburg?

Susanne nickt.

Irgendwie hatte ich das Gefühl, jetzt mitten darin zu

sein. Ich dachte an Gemeinschaftswohnungen in Moskau, an Majakowski und Heiner Müller. Susanne steht mit einem Seufzen auf, geht in die Küche und kommt mit einer Flasche Champagner und zwei Gläsern zurück, in der anderen Hand die letzte Schale mit Zimtsternen balancierend.

Aus Achims Silvestervorrat.

Ich nehme ihr die Flasche aus der Hand, öffne sie möglichst vorsichtig und gieße uns ein, während Susanne mich betrachtet, als rekapitulierte sie, was ich ihr da erzählt habe. Ich vermeide es, ihr in die Augen zu sehen. Schließlich hebt sie ihr Glas. Auf Annika, sagt sie leise und mit einem Lächeln, das traurig ist, und wir stoßen an.

Auf Annika, sage ich, und dann erzähle ich weiter.

Daß ich während der ganzen Schwangerschaft nicht wirklich realisiert habe, was geschah, wohl aber, während ich zwischen Schwerin und Lassan pendelte, wie mein Leben aus den Fugen geriet. Kurz vor der Geburt gab ich meine Wohnung auf und zog zu Ines. Ende Januar 95 kam Annika in einem Geburtshaus in Greifswald zur Welt. Susanne fragt nicht, wie die Geburt war. Hält mir die Champagner-flöte hin, damit ich nachschenke. Das Gut mit dem Herrenhaus gehörte einem, der dort am See etwas plante, das er Europäische Akademie der Heilenden Künste nannte, ein sogenanntes Klanghaus, den ehemaligen Bootsschuppen, gab es bereits. So weit entfernt ist diese Zeit. Weißt du: All das nahm ich eigentlich nicht ernst, aber irgendwie tat ich es doch. Ich war neugierig, ob ich so leben konnte,

und eine Weile versuchte ich es wirklich, auch wenn mir natürlich immer klar war, daß ich für diesen Lebensent.

wurf kein Risiko eingehen würde.

Susanne lacht laut auf und schüttelt den Kopf. Ich verstehe nicht, was sie so sehr amüsiert. Und ich verstehe auch nicht, weshalb ich immerzu denke, daß meine Geschichte sie eigentlich traurig macht.

So sind wir! sagt sie, und es ist, als lauschte sie ihrem Lachen hinterher, bis es verstummt.

Ja, sage ich. Wir wissen nur zu genau voneinander, was unsere Träume wert sind. Wenn sie auch verschieden sind, teilen wir doch die Zeit, die sie zerrieb. Wir wissen einfach immer zu gut, was man nicht tun darf.

Sie nickt und streicht sich durchs Haar, als hätte ich ihr ein Kompliment gemacht. Dann legt sie den Kopf in die Hand. Erzähl doch weiter.

Ein guter Champagner, sage ich und leere mein Glas.

Bald schon stritten Ines und ich ständig. Und wir versöhnten uns, indem wir so taten, als gäbe es Annika nicht.

Ines glaubte, dort am See ein Leben führen zu können, in dem keine Gesetze außer ihren eigenen galten. Arbeit, Geld, Tag und Nacht sollten keine Rolle spielen. Sie verstand nicht, daß in einem solchen Leben kein Platz für

Annika war.

Und da bist du irgendwann gegangen?

Ja, aber das dauerte noch fast zwei furchtbare Jahre.

Vor allem wegen Annika blieb ich. Ich ertrug die Vorstellung nicht, sie in dieser Situation zurückzulassen. Weil ihre

Mutter morgens nicht wach wurde, hatte ich es mir ange-wöhnt, vor der Arbeit mit ihr spazierenzugehen. Besonders an einen Morgen im Frühsommer erinnere ich mich. Anni-ka, die gerade laufen gelernt hatte, stand auf einer Wiese, als die Sonne aufging, und wedelte jauchzend mit den Armen.

Dabei sah sie immerzu hinunter auf den glitzernden Tau im schräg einfallenden Licht und traute sich zunächst nicht, auch nur einen Schritt zu machen. Irgendwann ist sie dann aber doch losgestapft und hingefallen, und ich habe mich zu ihr ins Gras gelegt. Der Himmel über uns glühte.

Schön, sagt Susanne leise.

Ich nicke, weil ich nicht weitersprechen kann.

Es ist gut, daß du so etwas mit deiner Tochter erlebt hast, sagt sie. Gut für euch beide.

Ich glaube, Ines hat nie begriffen, was geschah, und wenn, dann hat sie es sich selbst nicht eingestanden. Vielleicht haßt sie mich deshalb so. Jedenfalls: Kurz vor Weihnachten 96 hielt ich es nicht mehr aus. Und da ich nicht wußte, wohin, ging ich zurück nach Köln.

Wo du deine Lehre gemacht hast?

Ja. Für eine Weile bin ich in der Wohnung eines Freundes untergekommen, der im Ausland war. Ich weiß gar nicht: Kennst du Alex noch?

Susanne schüttelt den Kopf. Ende der Geschichte von der Freiheit, sagt sie. Arme Annika.

Und das Furchtbare ist, es hätte einfach eine Episode sein können. Nach ein paar Wochen hätte ich mich von

Ines getrennt.

Aber jetzt hast du ein Kind.

Ja, ich weiß. Was bedeutet, daß ein Stück von dieser fremden Frau noch immer in meinem Leben steckt. Und ich werde es einfach nicht los. Wenn ich könnte, würde ich es mir herausoperieren lassen.

Das geht aber nicht. Das hättest du dir früher überlegen sollen, Peter. Und sprich nicht so über deine Tochter, Du hast recht: Das geht nicht. Und du hast auch recht, daß ich einen Fehler gemacht habe. Aber wiegt es nicht schwerer, daß die, die diesen Fehler einzig hätte korrigieren können, es aus Egoismus nicht getan hat?

Egoismus?

Natürlich! Oder wie würdest du es nennen, wenn eine Frau gegen den Willen ihres Partners ein Kind bekommt?

Und nicht nur gegen den Willen des Vaters, sondern gegen alle Vernunft.

Willst du das Annika irgendwann einmal sagen?

Ich weiß nicht. Um sie nicht zu verletzen, behandle ich ihre Mutter nicht so, wie ich wollte, und aus demselben Grund behandle ich natürlich auch die Vergangenheit so, daß es Annika möglichst wenig weh tut. Ich weiß nicht, ob das einmal anders werden wird, aber ich habe Angst, daß all die Lügen umsonst gewesen sein werden und sie irgendwann einfach aus meinem Leben weggehen wird.

Du sprichst, als wäre sie dir völlig fremd. Ich glaube sogar, du hast Angst vor ihr. Susanne sieht mich forschend und etwas mitleidig an.

Natürlich hat sie recht. Annika ist mir fremd, und ich habe Angst vor ihr. Weil ich sie liebe. Ich hoffe immer, daß sie es nicht merkt, sage ich leise.

Ich finde, du solltest aufhören, ihr etwas vorzumachen. Sie ist kein Kind mehr, Peter.

Susanne verteilt den Rest der Flasche und hebt ihr Glas. Plötzlich sehe ich die Falten, die vor ihren Ohren hinaufziehen in den Haaransatz, die weiche Haut unter ihren Augen und die feinen Fältelungen ihrer Oberlippe.

Ich weiß so viel von ihr. Auch von einer Abtreibung kurz vor dem Abitur. Hab nie verstanden, warum sie nicht Medizin studiert hat, sondern die Ausbildung zur Krankenschwester machte. Sie hat mir erzählt, daß sie, bevor sie Achim kennenlernte, lange allein war.

Auf uns, sagt sie.

Ja, Suse. Auf uns!

Und? Küßt du mich jetzt? Sie lacht.

Achim schüttelt sich und vergräbt die Hände in seiner Jeans. Es regnet, gleichmäßig, ununterbrochen. Wir laufen die Einfahrt hinab und die Strandstraße entlang, zwei Reihen ärmlicher Häuser aus der Nachkriegszeit, in den Fenstern blinkt die Weihnachtsdeko wie Leuchtreklame, in den Ecken der Fensterrahmen nistet schwarzer Schimmel.

Hier irgendwo müssen Mine und Maiken wohnen. Wir kommen an einem Kindergarten vorbei, ebenso geschlos-

sen wie der Souvenirladen, dennoch bleiben wir einen Moment vor dem Schaufenster stehen. Ein Fischernetz und ein Segelschiffmodell aus Holz, eine ganze Batterie Küstennebel, Syltaufkleber, Regenschirme, Sandschaufeln in bunten Blecheimerchen, eine Etagere mit Sonnen-schuttmitteln. Hörnum ist häßlich, eine zackige Spann-betonkirche, die meisten Häuser mit grauem Eternit gedeckt, und mitten im Ort eine riesige Baustelle, über der sich fünf Kräne drehen, als baute man eine U-Bahn.

Der Sprühregen bildet einen kalten Film auf der Haut.

Ich klappe den Kragen meines Mantels hoch, Achim hat die Kapuze seiner blauen Outdoorjacke tief ins Gesicht gezogen.

Und du bist aus Freiburg? frage ich, um etwas zu sagen, und Achim nickt, und mir fällt nichts ein, was ich zu Freiburg noch sagen könnte.

Wie kommst du denn mit Annikas Mutter klar?

Achim überrascht mich. Mit Ines?

Die beiden leben in Hamburg, nicht?

Ja. Seit fast zwei Jahren hab ich kein Wort mehr mit ihr gesprochen. Hab es irgendwann einfach nicht mehr ausgehalten, daß sie mich zu jeder Tages- und Nachtzeit anrufen und etwas von mir wollen konnte. Es gab Zeiten, da hatte ich Magenschmerzen aus Angst, wieder ans Telefon gehen zu müssen. Dieses Gefühl, jemandem ausgeliefert zu sein und ihn niemals mehr loswerden zu



Kindes ist.

können, ist grauenvoll; selbst, wenn es die Mutter deines Kindes ist.

60

Ich kann mir nicht vorstellen, von Tim und Kekke getrennt zu sein. Niemals. Für mich sind die beiden der Grund, warum es mich gibt.

Ja.

Und siehst du Annika regelmäßig:

Klar. Früher bin ich nach Hamburg gefahren. Jetzt kommt Annika zu mir.

Allein?

Die Lufthansa hat ein spezielles Betreuungsprogramm für alleinreisende Kinder. Der Zuschlag ist happig, aber Annika hat es geliebt. Und seit sie zwölf ist, fährt sie allein mit dem ICE, das geht ja ohne Umsteigen nach Köln.

Ein leerer Parkplatz unter dem Leuchtturm am Hafen, eine geschlossene Imbissbude, ein fünfgeschossiges Gebäude mit regelmäßigen Waschbetonbalkons, das nach sozialem Wohnungsbau aussieht, davor eine schmale Strandpromenade. Wir kehren um. Als ich Annika anfangs übers Wochenende abholte, bemühte ich mich, in der Einzimmerwohnung, in der ich untergekommen war, ihre Welt sozusagen nachzubauen, mit Spielzeug, das ich noch einmal kaufte, und einem Kinderbett von Freunden, das ich mit Tüchern und Lämpchen zu einer Art Miniaturzimmer erweiterte, und mit dem Essen, das sie mochte. Und doch verzweifelten wir regelmäßig daran, daß nichts mehr stimmte. Dann aß sie nichts und ließ sich auch nicht in den Arm nehmen und weinte statt dessen bei jeder Gelegenheit, schmolte und trat sogar nach mir, was mir zutiefst ungerecht vorkam und zugleich völlig berechtigt. Allein

mit ihr, auf dem Boden dieser fast leeren Wohnung, kam ich mir vor wie ein Hochstapler, und nur sie wußte von meiner Hochstapelei. Ich begann Angst vor ihr zu haben.

Angst, sie könnte plötzlich losheulen, im Park, im Supermarkt, und mich damit verraten, so unendlich fremd war mir mein eigenes Kind. Niemanden fragen zu können. Die hilflosen Besuche bei den Eltern in Münster, die meine Hilflosigkeit nur vergrößerten, denn es half nichts - im Gegenteil! -, Annika im Garten des Reihenhauses in der Mondstraße zu sehen, das meine Eltern ein Jahr vor meiner Geburt bezogen hatten und in dem ich aufgewachsen bin, mit ihnen an den Aasee zu fahren und in den Allwetterzoo zu den Elephanten. Jede eigene Erinnerung ein Beweis, daß es mich als Vater gar nicht gab.

Und seit der Trennung bist du allein?

Achims Frage holt mich aus meinen Gedanken, und es dauert einen Moment, bis ich ihm antworten kann. Mal mehr, mal weniger, sage ich und bemühe mich, süffisant zu klingen.

Wenig später schaue ich ihm nach, wie er wieder zum Haus hinaufstapft. Sein breiter Rücken in der dunkelblauen Jacke. Die Hände in der Jeans. Es dunkelt jetzt schnell.

Ich komme wieder am Kindergarten vorüber und an einem Hotel, das Seepferdchen heißt, dann bin ich in den Dünen.

Das warme Licht der Ferienhäuser reicht hier nicht sehr weit, dazwischen liegt schon tiefes Schwarz, überstrichen vom Leuchtturm, der einen nicht blendet, weil sein hoher Strahl, wie der blinde Polyphem über die Rücken seiner

Schafe, über das wollige Reet der Häuser hinwegtastet. Von der Seeseite der Insel ist sehr laut das brausende Meer zu hören, von der Wattseite die Stille. Strandhafer, Helm und Kriechweide, sage ich auf, was Mutter mir einst beigebracht hat, die immergrüne

Krähenbeere und, wo es moorig ist, Binse und Erika, Wollgras und Sonnentau. Seegras im strandfernen Watt. Im Gezeitenbereich Queller und Andel.

Die Tage vergehen von selbst.

Irgendwann ist Tim krank. Mitten in der Nacht, erzählt Susanne beim Frühstück, sei er mit Fieber aufgewacht, 39,3°, schweißgebadet, aber ohne andere Symptome; sie habe ihm gleich ein Zäpfchen gegeben. Müde hockt er jetzt am Ofen, den Achim als erstes am Morgen angefeuert hat, inmitten seines Fuhrparks von Matchbox-Autos oder nach welcher Marke man die Spritzgußmodelle heute nennt. Kekke liegt auf dem Sofa und liest, ohne ihren Bruder zu beachten. Annika ist wieder mit den Zwillingen unterwegs. Ich setze mich zu Tim auf den Boden. Als ich gestern durch Westerland kam und an der Ampel am Bahnhof warten mußte, überquerte vor mir ein schwarzer Rolls-Royce langsam die Kreuzung. Es überraschte mich, daß er nicht etwa ein Hamburger oder Düsseldorfer Kennzeichen hatte, sondern NF für Nordfriesland, und ich malte mir aus, daß der Wagen die meiste Zeit des Jahres im Dunkel einer dieser tief in den Sand eingelassenen Garagen steht, gefahren nur, wenn die Kinder des Mannes, der ihn einst kaufte, für ein paar Tage an den Ort ihrer Kindheits-ferien zurückkehren. Nur gelegentlich fickt der Angestellte

der Wachfirma, nachdem er die Zeitschaltuhren der der tronischen Rolladen überprüft und die Auffahrt vom Laub gereinigt hat, seine Frau, weil sie das so geil findet, auf den Rücksitz.

Wortlos beobachtet Tim, wie ich eines seiner ältesten Modelle, einen abgestoßenen Ford Taunus, der noch aus Achims Kindheit stammen könnte, mit leise gebrummttem Motorengeräusch langsam ausparke und am Spalier der Motorhauben vorbeisteuere. Abgesehen von zwei Modellen der Formel 1 und dem Batmobil gleicht Tims Fahrzeug-bestand so ziemlich dem der Insel. Ein 911er, ein Ferrari, ein Mini und ein X5, den auch sein Vater fährt, ein Land Rover und natürlich ein Hummer. In Kampen auf dem Parkplatz habe ich dabei zugesehen, wie Männer diese Wagen einparkten und ausluden, ihre Barbourjacken aus dem Kofferraum nahmen und die Hunde anleinten, Blackberrys und Mountainbikes verstaute, balgende Kinder zur Ordnung riefen, Mützen aufsetzten und Buggys auseinanderklappten. Alles hier auf der Insel hat sich seit meiner Kindheit geändert.

Ich sehe Tim beim Spielen zu und versuche mich daran zu erinnern, wie das ist, wenn als Kind die Zeit plötzlich zu einem durchsichtigen Gallert wird, in dem man für immer zu stecken meint und mit einem selbst, wie die bunten Metallflitter in den durchsichtigen, handgroßen Flummis, auch alles andere, sichtbar und glitzernd und unveränderlich all der klappernde klimpernde Krimskrams der eigenen Welt. Man ahnt nicht, daß dies der unveräußerliche

Schatz sein wird, den man das ganze Leben mit sich trägt.

Der Reichtum, den man immer suchen wird. Kein Auto wird Tim jemals mehr so besitzen wie diese hier. Explosiv-laute meiner geblähten Wangen und ein krachendes Zischen im Rachen simulieren einen Auffahrunfall meines Ford mit dem Land Rover. Tim lacht und läßt jauchzend auch noch den Hummer in die Unfallstelle rasen. Und sprudelt plötzlich hervor, welche Autos er am liebsten mag, und wer ihm welches geschenkt hat. Ich betrachte sein ziemlich rundes Gesicht mit der Stupsnase und wie er ständig den Rotz hochzieht, der Mund offen und die Oberlippe hochgewölbt wie das spitze Maul eines Elephanten-jungen. Die sommersprossigen Arme und das dichte Haar Achims. Er erzählt, wie sie einmal nach

München gefahren seien, um Papas Auto abzuholen, und wie sie in der Fabrik waren, wo die Autos gemacht werden.

Annika hat recht mit ihrer Angst vor der Flut. Eine bewachte Toreinfahrt ist kein wirksamer Schutz vor einer sich umwälzenden Welt. Vermögen zerschmelzen in Hyper-inflation, Industrien werden verstaatlicht, Grundstücke enteignet, Häuser geplündert. Mir scheint, man kann die Angst riechen, und von früher her kenne ich diesen Geruch nicht. Als schwitzten die Menschen hier sie mehr aus als anderswo, diese Mittelstandsreichen, für die das Glas Champagner bei Gosch nicht die Regel, sondern der Lohn ist. Jede Insel will privat sein. Doch die Bilder rauschender Feste werden in Zukunft auf anderen Kontinenten geschos-sen. Thank you very much for your attention and good-

bye! Man sieht den Söhnen und Töchtern an, daß die wissen, sie werden niemals mehr erreichen, wofür sie doch vorgesehen waren. Wie schnell die Zuversicht verschwunden ist, die uns alle so selbstverständlich umgab! Jett ge wöhnen wir sie uns einfach wieder ab. Nie wäre mir in den Sinn gekommen, daß der ent. scheidende historische Prozeß in meinem Leben die Auf. lösung all der gesellschaftlichen Verabredungen sein würde, mit denen ich aufgewachsen bin. Wird Annika mir in zwanzig Jahren Vorwürfe machen, daß ich nicht mit ihr weggegangen bin? Doch wohin? Sorgsam rangiere ich den frisch reparierten Ford in die Parklücke zwischen dem BMW XS und dem roten Ferrari; ganz so, als hätte ich eine Verabredung im Sansibar.

Auf dem Autolack brennt der kalte Morgen. Das Blau des Himmels ist so tief, als tropfte das Meer in ihn hinein.

Ein scharf gezogener Kondensstreifen kreuzt 12.000 Meter über uns die Insel und verwirbelt ins Nichts. Der mit Stahlseilen in alle Richtungen festgezurrte Sendemast huscht vorüber, die hohen Dünen vor Rantum, Westerland und sein Flugplatz, dann schon der Leuchtturm von Kampen.

Der Wetterbericht im Radio verhieß beim Frühstück schwere Gewitter und Regenfronten für die nächsten Ta-ge. Aufgeregt hatte Annika auf mich eingeredet: Es dürfe keine Wäsche gewaschen werden, das müsse ich Susanne

unbedingt sagen. Warum das denn? Früher habe sich in dieser Zeit kein Rad drehen dürfen, Bauern und Handwerker hätten nur das absolut Nötigste getan, und Wäsche durfte auf gar keinen Fall gewaschen werden! Was für eine Zeit denn sei? Aber die Rauh Nächte doch! Die Zeit zwischen den Jahren! Wer weiße Wäsche aufhänge, rufe Frau Harre herbei, die eigentlich ja Frau Holle sei, aber überhaupt gar keine Märchentante, sondern Hel, eine germanische Göttin. Das Wäschestück, das sie von der Leine mitnehme, benutze sie im folgenden Jahr als Leinentuch für den, dem es gehört habe. Noch was? Ja, wer sich in dieser Zeit die Fingernägel oder Haare schneide, müsse mit Fingerkrankheiten oder Kopfschmerzen rechnen.

Kekke, die den ganzen Morgen den Kopf nicht von Tintenherz gehoben hatte, sah mich ängstlich an. Was sind Fingerkrankheiten?

Ich beeilte mich, das Geschirr zusammenzuräumen und in die Küche zu bringen. Wollen wir nach Kampen fahren?

Ja! Mit einem Mal hatte Annika ein breites Lachen im Gesicht. Jetzt hüpfte sie, auf dem Parkplatz an der Ecke Strön-Wai und Hauptstraße, schlotternd von einem Bein auf das andere, während ich den Wagen abschloße. Sie trägt, was sie schon anhatte, als sie in Hamburg zu mir ins Auto stieg, ihre gestreifte Kapuzenjacke, die schwarze Jeans, deren

Saum heruntergetreten ist, und ihre Chucks mit den ausgefranst Löchern über dem Gummi. Dazu einen lila Häkelschal mindestens dreimal um den Hals geschlungen.

Die kurzen schwarzen Haare wippen auf und ab, während sie hüpf. Alle Boutiquen in Reichweite.

Hast du nichts anderes mit?

Sie schüttelt den Kopf und schlägt die Arme um den Körper.

Es ist sonnig, der Wind aber kalt und stechend, und wir mustern Schaufenster nach Schaufenster und sind lange am Gogärtchen und am Pony vorüber, als sie schließlich nickt und wir in eine der Boutiquen hineingehen. Schiffsparkett und Messingleuchten, ein Mops hechelt in seinem Körbchen. Die Verkäuferin, die gerade einen weißen Kaschmirpullover zusammenlegt, beinahe, ohne ihn dabei zu berühren, kommt mit einem zitternden Lächeln in den Mundwinkeln um den Verkaufstresen herum auf uns zu.

Annika stromert stumm an den Regalen vorüber und versucht dabei, ihr unauffällig zu entkommen. Eine schwarze Jacke von Carhartt mit großer Kapuze, gefütterte Asics, eine rosa Strickmütze mit Schild und Handschuhe in derselben Farbe.

Möchtest du auch was für Silvester?

Ich lasse klackend die Metallbügel mit den Kleidern von einer Seite der Stange auf die andere rutschen, und Annika verdreht die Augen. Ich erinnere mich noch genau daran, wie ich zum ersten Mal mit ihr nicht mehr in der Kinderabteilung von H&M einkaufte und sie die erste Bluse ihres Lebens anprobierte. Sie war übers Wochenende aus Hamburg eingeflogen, und ich hatte Opernkarten für eine Zauberflöte, die als kindgerecht galt, weil ein Comiczeich-

ner die Ausstattung übernommen hatte. Wie ich da vor der Kabine auf Annika wartete, als wäre sie eine sehr kleine Frau. Ein Kleid, das mit zwei dünnen Trägern am Bügel hängt, gleitet mir ohne Widerstand durch die Finger und verdichtet sich beinahe zu nichts in meiner Hand. Ich beobachte, wie Annika den Vorhang zur Umkleidekabine aufzieht und sich im Vorübergehen ganz kurz in dem großen Spiegel mustert; wie ihre Augen aufblitzen dabei. Sie ist in dem Alter, in dem die Schönheit beim Ansehen schmerzt. Es fühlt sich nicht so an, als bezahlte ich für meine Tochter, als ich den Visa-Beleg unterschreibe, während Annika an einem Ständer mit Ohrenwärmern und Stirnbändern aus Kaninchenfell dreht. Jacke und Mütze läßt sie gleich an.

Das Wetter ist toll, oder? Wir stehen wieder auf der Straße, und mit diesem Satz verschwindet der Kloß im Hals. Ich schlage ihr vor, zur Uwe-Düne zu laufen.

Tourischei?

Ich nicke. Tourischei.

Als wir die Holzterre hinaufgestiegen sind und sie auf dem Plateau ihre Mütze im Wind festhalten muß, sagt sie plötzlich: Das Wetter an jedem dieser zwölf Tage zwischen den Jahren heißt etwas für das nächste Jahr.

Der Sonnenschein gestern bedeutet Preiserhöhungen. Das schöne Wetter heute: Streitigkeiten.

Quatsch!

Doch. Sonne am 29. weist auf Fieberträume hin, am vorletzten Tag des Jahres auf eine gute Obsternte und

am 31., daß alle anderen Früchte gedeihen. Am 1. Januar steht Sonnenschein für saftige Kräuter auf den Wiesen und am 2.1. für viele Fische und Vögel, am 3.1. für gute Geschäfte, am 4.1. aber für Unwetter, am 5.1. für Nebel und am 6.1. schließlich wieder für Streit.

Annika: Was soll das?

Was denn?

Der ganze Kram mit Rauh Nächten und Vorhersagen und Sturmflut und so. Du machst Tim und Kekke angst.

Außerdem wußte ich gar nicht, daß du abergläubig bist.

Sie nimmt ihre neue Mütze ab und hält das Gesicht mit geschlossenen Augen in die Sonne. Das Meer ist ruhig, die Wellen sind weiße flatternde Bänder, die man hinter ihrem Kopf dem Strand anheftet. Sie antwortet nicht. Seit ich Susanne von Ines erzählt habe, werde ich den Gedanken an sie nicht mehr los. Ich wünschte mir, es wären von damals einige Krumen unserer Verliebtheit übrig-geblieben für Annika. Ich lehne mich neben sie an die Balustrade, lege den Arm um sie, und sie kuschelt sich wortlos hinein. Für sie gibt es mich und ihre Mutter nur als Feinde und alles, was davor war, als Märchen. Wie erzählt man seinem Kind, daß es aus einer Liebelei entstanden ist, die schön gewesen wäre, hätte sie einfach aufgehört? Den ganzen Abend haben wir gespielt, Mensch ärgere dich nicht, es gab Tee und Kracker, Tim geht es wieder gut, er wollte gar nicht ins Bett, und Kekke wich Annika nicht von der Seite. Man konnte sehen, wie sehr ihr das gefiel, obwohl sie doch eigentlich schon viel zu alt für Kinder-

70

spiele ist. Als wäre sie ganz froh, der Erwachsenenwelt much einmal zu entgehen,

Und? Schon verliebt? frage ich irgendwann und beile mir im selben Moment vor Peinlichkeit auf die Lippen, Sie schüttelt sich aus meiner Umarmung, Natürlich nicht

Noch keiner in deiner Klasse?

Doch, es gibt zwei, die miteinander gehen, Und? Was tun die so? Händchenhalten? Ich weiß nicht, warum ich nicht einfach still bin,

Oh Papa!

Schon gut, Und sonst? Was macht Latein?

Oh Papa! sagt sie noch einmal, Es ist alles in Ordnung, mach dir keine Sorgen,

Sie setzt die Mütze wieder auf, zieht sie ganz über das Gesicht und tappt wie blind herum, steifbeinig und mit ausgestreckten Armen, muß immer mehr lachen dabei und taumelt im Kreis und kommt lachend der Treppe immer näher. Ich weiß nicht, ob sie wirklich nichts sieht, aber gerade noch rechtzeitig, bevor ihr erster Schritt ins Leere geht, hole ich sie ein, halte sie fest und reiße ihr die Mütze vom Kopf. Sie grinst und schmiegt sich in meinen Arm. Dann sieht sie mich mit einem Mal sehr ernst an und frage:

Habt ihr euch eigentlich immer gestritten?

Ihre Kinderfrage wieder, dieses Mal invers. Ich nicke und lasse sie los. Gehe wieder zur Brüstung und schaue aufs Meer hinaus. Der Himmel ist immer noch blau. Von Sturm keine Spur. Den ersten großen Krach gab es, als du kaum

drei Monate alt warst. In Ahrenshoop fanden die jährlichen Keramiktage statt, die Löbers, die Lehrer deiner Mutter, haben das immer veranstaltet. Kennst du die eigentlich?  
Annika nickt.

Die Sommerwerkstatt, wie sie es nannten, dauerte zehn Tage, und deine Mutter wollte unbedingt teilnehmen.

Ich fand den Aufwand für den zu erwartenden Verkaufs-ertrag lächerlich. Als deine Mutter trotzdem begann, in Tag- und Nachtschichten zu formen und zu brennen, stritten wir so, wie wir uns von da an immer stritten. Ich habe dann diese zehn Tage in Ahrenshoop mit dir in einem zugigen kleinen Hotelzimmer zugebracht. Du hast die ganze Zeit geweint und nicht geschlafen und nach deiner Mutter gebrüllt, doch wenn sie zwischendurch auftauchte, hast du dich nur unwillig stillen lassen. Das sei ihr Beruf, erklärte sie mir. Ich glaube, sie wollte vor allem mit ihren alten Freunden zusammensein, wieder das Mädchen, das sie doch nicht mehr war.

Annika hat mich nicht aus den Augen gelassen, während ich erzählte. Jetzt schaut sie weg. Kein Schiff auf dem Meer. Möwen. Touristen am Strand.

Wollen wir gehen?

Sie nickt.

Wir sind die Holztreppe kaum hinunter, da fragt sie: Wie geht das mit dem Bücherverkaufen? Was machst du da eigentlich?

Das weißt du doch. Ich hab es ja neulich Abend schon erzählt.

Aber ich weiß nicht, was du eigentlich tust, wenn ich dich anrufe und du unterwegs bist.

Ich versuche Buchhändlerinnen davon zu überzeugen, daß sie möglichst viele Exemplare der neuen Bücher bestel-len, die in den Verlagen erscheinen, die ich vertrete.

Und das machst du das ganze Jahr?

Eigentlich gibt es zwei große Reisen, früher war das jedenfalls so. Das hat damit zu tun, daß die Verlage zweimal im Jahr neue Bücher herausbrachten, im Frühjahr zur Messe in Leipzig und im Herbst für Frankfurt.

Zur Buchmesse?

Genau. Und vorher reisen die Vertreter, also von Januar bis etwa April und dann wieder von Juni bis Sep-tember. Aber das ändert sich gerade. Die meisten Verlage liefern ihre neuen Bücher inzwischen monatlich aus.

Und dann übernachtetest du im Hotel? Und wenn ich dich anrufe, bist du genauso alleine wie ich?

Ia.

Und du ißt abends allein im Restaurant und schaust im Bett fern? Und am nächsten Tag fährst du weiter?

Oft bleibe ich auch einige Tage in derselben Stadt.

Annika nickt. Und du liest all diese Bücher?

Jetzt kann ich mir ein Grinsen nicht verkneifen. Ja, klar. Meistens sogar noch, bevor sie gedruckt werden.

Und wie viele sind das so im Jahr?

Etwas hundertfünfzig.

Wahnsinn!

Ich zucke mit den Schultern und überlege, wie ich ihr

Glück es in ihrem Alter für mich war, lesen zu können,

Glück es in ihr was dicher mir bedeuten, und was fir ein wenn Mutter wieder einmal weg war, schweigend bilde ich Satz um Satz und sage schließlich nichts. Fast sind wir schon zurück am Wagen.

Ist das nicht komisch, daß du denselben Beruf hast wie Oma?

Überrascht sehe ich mich nach ihr um. Ja, das ist eigentlich wirklich seltsam!

Können wir in die Buchhandlung gehen, wo Oma gearbeitet hat?

Die in den Dünen? Die gibt es längst nicht mehr.

Annika überlegt. Dann will ich sehen, wo ihr damals gewohnt hast.

Ich dachte, du wolltest shoppen?

Ach, jetzt hab ich doch alles.

Ich überlege, ob ich den Weg noch weiß, und gerade in diesem Augenblick - wir sind am Parkplatz, und ich hole den Schlüssel aus meiner Jacke - rolle langsam der Rolls-Royce vorüber, den ich in Westerland gesehen habe.

Schau mal, da ist er wieder!

Wieso wieder? Annika sieht sich nach dem Wagen um, der die Straße hinabgleitet und in Richtung List ver-schwindet.

Erneut zerteilt ein Kondensstreifen den makellosen Himmel. Ich verfare mich zunächst, und es dauert, bis ich den Sijp-Wai finde, jetzt sind wir richtig, doch keines der Häuser kommt mir bekannt vor, alles verschwunden, über-

all Baugruben, immerzu reißt man hier ab und baut neu.

Kampen ist wie ein zu oft geliftetes Gesicht. Kein Original existiert hier mehr, nur Kopien, deren Aussehen schon seit hundert Jahren Bauvorschriften regeln, die Friesengiebel, Reetdeckung und Sprossenfenster vorschreiben, den Abstand zwischen den Häusern, die Wohnfläche im Verhältnis zum Grundstück, Geschoßzahl und Höhe, selbst den Winkel der Dachschräge. Es kommt mir so vor, als könnte es all das exakt genauso woanders noch einmal geben. Kuk-kucksweg, Wattweg, Heideweg, die Grundstücke werden größer, die Häuser verschwinden hinter Hecken und Kie-fern. Norderende.

Hier ist es.

Hier haben wir jeden Sommer gewohnt, immer in demselben ehemaligen Mädchenzimmer, doch auch dieses Haus gibt es nicht mehr, das sehe ich schon beim Aussteigen. Man hat neu gebaut, vor gar nicht so langer Zeit, wie eine fette Sahnehaube liegt das nagelneue Reetdach auf dem hellen Ziegelmauerwerk, das nur so tut, als wäre es alt.

Der Giebel über dem Eingang hypertroph überstreckt, während die Sprossenfensterfront sich uns wie das Heck einer spanischen Karavelle entgegenwölbt. Das ist nicht das Haus, sage ich.

Was meinst du? Sind wir falsch?

Ja und nein. Abgerissen, neu gebaut.

Annika steht am Zaun und läßt enttäuscht das niedrige weiße Holztürchen auf- und zuschwingen. Schade, sagt sie. Ob man da reinkann?

Klar, geh ruhig.

Man sieht sofort, daß hier ebensowenig wie in der Nachbarschaft jemand wohnt, nicht einmal jetzt, an Weih-nachten. Ein Ferienhaus, das so tut, als wäre es heimelig. Ich stapfe hinter Annika her über den sorgsam gepflegten Rasen und schaue mit ihr durch die Fenster. Delfter Fayencen in der Küche hinter den geklöppelten Gardinen, der Kamin im Wohnzimmer, ein großer Eßtisch aus glänzendem Teak mit filigranen Quäkerstühlen, selbst die unregelmäßigen Eichendielen, alles ist alt - und zugleich jünger als meine Erinnerung; als habe man es an ihre Stelle gesetzt. Ich schlage Annika vor, zu Mittag zu essen, und schließe sorgsam die kleine Pforte hinter uns. Auf der Fahrt ins Restaurant kommen wir dann an drei kleinen Häusern vorüber, die ich ganz vergessen hatte, obwohl ich sie als Kind besonders gern mochte wegen ihrer lustigen Namen. Man hatte sie mit weißer Farbe auf

Findlinge am Weg geschrieben, ich halte an, und tatsächlich stehen sie, verwittert, noch immer darauf: Windliese, Blitzhexe, Sturmriese. Annika lächelt, während sie mit den Fingern die Schrift entlangfährt.

Im Sander's ist wenig Betrieb. Lediglich eine Mutter und ihre Tochter erholen sich mit ihren beiden Chihua-huas, gegen die Kälte in Überwürfe von Burberry gekleidet, vom Einkaufen bei einem späten Frühstück mit überbackenen Austern und Chablis, wie von der Brandung kniehoch umspült von Tüten und Lackschachteln, zwischen denen die Hunde kläffen. Annika möchte die Spaghettinis mit schwarzen Trüffeln. Nicht das Schnitzel? Oder die Riesen-

garnelen? Sie schüttelt den Kopf. Die Bedienung nickt und bringt mir eine Flasche Mineralwasser und für Annika

Cola Zero.

Das ist dasselbe wie Cola Light, es heißt nur anders.

Ah ja.

Ferien heißt, Familie spielen. Darin haben wir inzwischen Routine. Ich hebe die Gräten der Dorade auf den dafür vorgesehenen Teller. Ihr Fleisch ist weiß und fest. Du hättest auch den Fisch nehmen sollen.

Annika läßt die Gabel sinken. Mensch, Papa! Ich bin doch Vegetarierin.

Das muß ich irgendwie vergessen haben. Deshalb also keine Würstchen.

Sie nickt.

Auch nicht die aus deiner Klasse?

Haha.

Ärgerlich schaut sie auf ihren Teller. Kein guter Scherz, denke ich. Und deshalb immer die Turnschuhe?

Nein, Veganerin bin ich nicht. Ich esse auch Eier und Käse. Nur nichts, was Augen hat.

Und was hältst du davon, daß die meisten Tiere ihre Augen benutzen, um andere Tiere zu fressen, wenn sie sie erst mal gesehen haben? Ich grinse, doch Annika findet auch diese Bemerkung nicht lustig. Wobei es das nicht trifft. Überrascht registriere ich, daß sie plötzlich auf eine Weise ernst ist, die ich nicht ganz begreife.

Tiere können nicht anders. Wir schon.

Und warum sollte ich? Ich finde, dieser Fisch schmeckt

vorzüglich, entgegne ich aufgeraumt, ougreich ich mir nicht sicher bin, ob ich dieses Gespräch noch mag.

Ihre Antwort kommt schnell, und sie mustert mich kühl. Daß die Tiere leiden, ist dir also egal? Und ich meine nicht nur in dem Augenblick, wenn man sie ermordet. Du weißt doch, wie man Schweine und Puten züchtet,

Deshalb kaufe ich möglichst nur Fleisch, bei dem ich sicher sein kann, daß man die Tiere gut behandelt, bevor sie sterben. Plötzlich sind wir uns sehr fremd. Mit Kindern spricht man so nicht, denke ich, und Kinder können das nicht denken: daß man sich ebensogut auch nicht mögen könnte.

Wie nett. Sie mustert mich abschätzig. Du findest sicher auch Stierkampf toll.

Ja. Ich betrachte den Abscheu in ihrem Blick und komme mir dabei sehr alt vor. Weiß nur zu gut, daß für derlei bald kein Platz mehr sein wird, egal, wie naiv auch immer die Erwartung ist, mit dem Stierkampf verschwände sozusagen die Gewalt selbst.

Stierkampf ist Fascho.

Du weißt doch gar nicht, was er für eine Geschichte hat.



Annika zuckt die Schultern. Ist mir egal. Da werden Tiere gequält.

Das ist total ignorant. Das alles ist Jahrtausende alt:

Wie man die Stiere züchtet, wie die Arena aussieht und wie das Publikum sich verhält, der ganze Ablauf des Kampfes, die Aufgaben der Banderilleros und der Picadores,

das Kostüm des Matadors und seine Ausbildung, die Bewegungen, die er im Kampf vollführt, und die Musik, die gespielt wird. Für all das gibt es Gründe, es enthält sozusagen eine Botschaft an uns. Und die solltest du bitte erst einmal zu begreifen versuchen, bevor du das alles abschaffen willst.

Annika zuckt wieder die Schultern. Finde ich nicht.

Gewalt ist Gewalt. Ich will das nicht sehen.

Darauf gibt es nichts zu erwidern. Nur ein einziges Mal, in Pamplona, habe ich eine Corrida besucht. Weiß gar nicht, weshalb ich mich so in diese Diskussion verbeiß.

Zwei der Kämpfer, deren Stiere jämmerlich kreppten, wurden ausgebuht, einen Matador aber bejubelte das Publikum, und selbst ich spürte, wie in dem Moment, als sein Degen zwischen den Schulterblättern hinab in den Leib des Stiers fuhr, die Zeit stillstand; bevor der Tod sie nahm.

Alle hielten den Atem an. Doch das läßt sich nicht erzählen. Früher dachte ich, die Kluft zwischen Annika und mir verdanke sich meiner Unfähigkeit, ihr nahezubringen, was mir nahegeht. Vielleicht aber markiert diese Kluft auch einfach das Ende einer Kultur, meiner Kultur, die taub geworden ist. Sansibar oder der letzte Grund: Lächerlich, Annika gerade dieses Schulbuch aus einer anderen Zeit zu schenken; kein Wunder, daß sie das nicht liest. Wie du meinst, sage ich. Trotzdem finde ich, daß man zunächst einmal verstehen wollen sollte, was man ablehnt.

Die Welt ist nun mal nicht widerspruchsfrei zu haben.

Annika nickt wortlos. Und im selben Augenblick fällt mir

ein, und mir wird heiß dabei vor Scham, daß Annika genau dies durch meine Trennung von ihrer Mutter viel zu früh hatte lernen müssen. Tut mir leid, murmele ich.

Was denn?

Alles. Ich versuche es mit einem Lächeln. Hättest du gern Nachtisch?

Und Annika lächelt auch. Hab ich es nicht gesagt?

Das schöne Wetter bedeutet Streit.

Aber können wir uns denn nicht einfach wieder vertragen?

Ich will aber keinen Nachtisch.

Macht nichts. Ich zeig dir was.

Noch so was Tolles wie die Uwe-Düne? Sie grinst mich an.

Mindestens!

Ich fahre nach Keitum; noch vor dem Ort, bei St. Severin, der ältesten Kirche der Insel, halte ich an. Ihr Turm war Seezeichen der Schiffer, und ihr Kirchenschiff ist ein Meer. Ich drücke das Portal auf und trete hinter Annika ein.

Die Hansekogge sieht man zuerst, allseitig zinnenbewehrt und mit ihrem hohen Deckaufbau eher an eine Spardose erinnernd, hält sie sich vorsichtig in der Nähe des Eingangs.

Vor ihr, schon in tieferem Gewässer, ist eine Karavelle mit leuchtend roten Lateinersegeln gerade dabei, den prunkvollen Kronleuchter zu umschiffen, unter jeder Kerze auf den unzähligen, barock geschwungenen Armen hängt eine glänzende, den ganzen Raum spiegelnd verkehrende Kugel aus Messing, die im Winter das Licht blinkend wie Leucht-

turmfeuer über die Häupter der Gläubigen schicken. Jetzt aber dümpelt dort ein abgestoßener Walfänger ohne Segel und mit blätterndem Anstrich, zwei Beiboote mit winzigen Harpunen aus Eisenblech im Schlepptau. Und an der Spitze dieser seltsamen Armada der Himmelsschiffe, die Kurs auf den Altar nimmt, kreuzt als Flaggschiff ein vollständig getakelter Rahsegler, jene Zweimastbrigg vielleicht, mit der einer der toten Kapitäne draußen auf dem Friedhof, wie der Grabstein betont, sein Glück machte. Glänzende Be-plankung, schwarz und grün gestrichen, mit einer weißen Binde um den bauchigen Bug.

Annika dreht sich mit zurückgelegtem Kopf im Gang zwischen den Bänken im Kreis, und ich weiß plötzlich wie-der: Nicht wegen der Schiffe wollte ich hierher, sondern wegen der Wandmalereien, die mich als Kind in ihren Bann schlugen, wie konnte ich sie vergessen, dort an der linken Kirchenwand über dem Gestühl des Deichgrafen:

Jona und der Wal, der an einen Kugelfisch erinnert und eine Fontäne bläst, die den Papierschirmchen gleicht, die früher auf Schwarzwaldbechern in der Sahne steckten, umgeben von allerlei sagenhaftem Meergetier, Seeweibchen mit Fischeschwanz und kleinen spitzen Brüsten, gefalteten Händen und Schweineschnauzen und gefiederten See-schlangen, die wie Syphonrohre sich unter und über das Wasser kringeln, das aus dünnen hellblauen Sägezahn-linien besteht. Kleine Inseln mit Häusern und Bäumen stupsen aus diesem Wasser heraus, und Fische mit zackigen Flossen stehen darin, als hätten sie Beine.

Annika stellt sich neben mich. Wie fand das eigentlich Opa, daß Oma so oft nicht zu Hause war?

Ich zucke mit den Schultern. Gute Frage, denke ich.

Er blieb eben in Münster. So, wie er immer in Münster gewesen war, und wie er jetzt in Münster ist. Und wenn jemand vor seinem Zimmer vorübergeht, das im Erdgeschoß liegt und auf den Park schaut und das er sich noch selbst ausgesucht hat, dann winkt er und lacht; so erzählt es mir die Pflegerin jedesmal, wenn ich ihn besuche. Ich weiß es nicht, Annika. Ich hab ihn nie gefragt.

Eigentlich komisch.

Stimmt.

Ich höre Mutters Stimme noch, die mir oft die Geschichte erzählt hat, wie sie irgendwann Anfang der 70er Jahre aus dem Fenster gesehen habe, wie Vögel nach Norden zogen, und da habe sie eine irre Sehnsucht nach dem Meer bekommen und sich auf eine Anzeige gemeldet. Und dann, erzählte sie immer wieder, war ich den ersten Sommer als Saisonkraft auf Sylt. Und dich hab ich einfach mit-genommen. Annika und ich gehen langsam zurück zum Wagen und betrachten dabei die Grabsteine. Der Himmel ist hoch. Irgendwo hier muß Peter Suhrkamp liegen, denke ich, und dann lese ich, ganz in der Nähe des Eingangs, wo der riesige Feldsteinkubus der Kirche die Gräber nicht vor dem Wind schützt, auf einem hüfthohen Findling auch schon den Namen des Verlegers, und mir fällt wieder ein, wie ich mit Mutter hier stand. Der Gärtner machte sich gerade an dem Grab zu schaffen, breitbeinig über dem

Rasenstück, und wir sahen ihm zu, während er sich lauthals beschwerte, ein dicker Alter mit Walroßbart, dem das dünne weiße Haar verschwitzt an den Wülsten des speckigen Nackens

klebte. Nichts als Sand, Sand, Sand, und der Westwind steht drauf, stöhnte er. Und was nicht verdorrt, das holen die Karnickel!

Was soll ich Annika erzählen? Ihre Großmutter Henriette wurde in Werder bei Potsdam geboren und ist 45 vor den Russen nach Westen geflohen. Buchhandelslehre in Münster. Das alles weiß sie. Auch, daß sie dort meinen Vater kennengelernt hat, der viele Jahre älter war als sie, älter ist. Soll ich ihr erzählen, wie ihre Großmutter die Blumen dort neben dem zerzausten Buchsbaum ablegte, gefährlich nah, wie ich fand, an den Gummistiefeln des fluchenden Gärtners, der uns nicht zu sehen schien?

Willst du nach Hause? frage ich statt dessen, während ich ausparke.

Nein, warum?

Dann fahren wir weiter?

Klar! Ich will alles sehen.

Ich muß über ihren Tonfall lächeln, der plötzlich so erwachsen klingt. Mitten durch sie hindurch, denke ich, verläuft jetzt die Grenze des Kinderreichs, also die der Wahrheit, bald wird sie ganz auf unserer Seite sein, und das Kind, das ich hatte, wird es nicht mehr geben. Für Keitum mit seinem Museum, den Töpfereien und friesischen Teestuben ist immer noch Zeit, vielleicht nach Silvester, zusammen mit Susanne und Achim und den Kindern, jetzt

fahre ich lieber zum Morsumer Kliff. Mutter kam manchmal mit mir dorthin. Es gab Tage, da war es ihr wichtig, wenn sie aus der Buchhandlung kam, mich sofort in ihren Käfer zu stopfen und loszufahren. Damals gab es das Hotel noch nicht, nur ein kleines Ausflugslokal, das schlecht besucht war.

Wir folgen dem schmalen Sandweg durch das Heide. kraut, und ich erkläre Annika, daß dieser etwas erhöhte Teil der Insel schon seit prähistorischer Zeit besiedelt ist.

Hunderte Gräber hat man hier gefunden. Dort, auf dem Firstklent, haben schon zur römischen Kaiserzeit Menschen gewohnt. Und während ich erzähle, erinnere ich mich plötzlich wieder an einen sich rasend schnell verändernden Himmel über dem Strand, an die Farben des feuchten Sandes, und wie sich das Wasser zitternd im Verebben einer Welle verlief; all das hatte ich vergessen und wußte es nicht, wären wir nicht hier. Wir folgen den ausgetretenen Pfaden zur Steilküste. Immer hieß es, Annika bewege sich genauso wie ich. Ich betrachte sie und erkenne in ihrem Gang nichts wieder. Auch wenn sie lache, hieß es, gleiche sie mir.

Der Pfad öffnet sich zum Aussichtspunkt an der Abriß-kante des Kliffs. Eine Holzbalustrade schützt den Spazier-gänger, eine Hinweistafel erläutert die Gesteinsschichten aus Miozän und Pleistozän, die Sedimente der Eiszeiten:

Limonitsandstein, Kaolinsand und Glimmerton, Glaukonit und Siderit. Ein Gletscher, erkläre ich, der irgendwo von dort drüben bei der letzten Eiszeit nach Süden wuchs, hat das alles hier vor sich hergeschoben und aufgeschichtet.

Annika legt die Hand über die Augen. Gletscher kalben.

Es ist Ebbe, und die Wattrücken glitzern wie email-liert, während in den Sielen letztes Wasser abfließt. Möwen lassen sich vom Wind wegreißen und trudeln über dem Kliff, stehen dann einen Moment lang am Himmel, um kreischend abzustürzen.

Wollen wir hinunter?

Wegen mir nicht.

Hast du eigentlich das Buch schon angefangen? frage ich und denke im selben Moment: Völlig bescheuert, das jetzt zu fragen.

Annika schüttelt den Kopf, ohne mich anzusehen.

Wir starren ins Blau. Früher hielt so ein Reetdach hundert Jahre, sagt sie irgendwann. Jetzt verrotten sie schon nach kurzer Zeit. Erst beginnen die Halme muffig zu riechen, die ja gar nicht von hier stammen, sondern aus Polen oder der Türkei, dann verwandelt sich alles in schwarz-grünen

Matsch.

[gitt. Und wieso?

Sie zuckt die Achseln. Im Netz steht, ein Pilz ist schuld, den man in Osteuropa für die Papierherstellung entwickelt hat und der aus einem Labor entkommen ist.

Erzähl mir doch mal von Mine und Maiken. Was machen die so?

Auf eine Lehrstelle warten. Aber sie wollen eine zu-sammen, das heißt: schon jede eine eigene, aber dieselbe, ich meine dasselbe halt - verstehst du?

Glaub schon.

Ja, und das ist halt schwierig.

Die Sonne steht tief über dem Watt und legt unsere Schatten über das hüfthohe Heidekraut, über Krähenbee-ren und Binsen am Wegrand, als wir schweigend zum Wagen zurückstapfen.

Kalt? frage ich irgendwann.

Überhaupt nicht. Die Jacke ist toll warm. Danke noch mal.

Es ist mir immer peinlich, wenn Annika sich bei mir bedankt, und gleichzeitig bin ich enttäuscht, wenn sie es nicht tut. Noch eine dieser Stellen, denke ich bitter, während ich den Wagen aufschließe, an der unser verdorbenes Verhältnis schmerzt. Aber auf der Rückfahrt fällt mir ein, daß wir heute nacht wieder hier sein werden, genau hier an der Stelle, an der wir jetzt sind, und der Gedanke tröstet mich, daß wir dann hier das Leuchtturmfeuer von Hörnum sehen könnten, wie es im Dunkel zwischen den Dünen erscheint.

Als Achim gegen acht vor dem Hotel Hamburg in Westerland parkt, in das ich als Kind bei besonderen Gelegenheiten mit Mutter zum Essen ging, belagert bereits eine Traube von Teenagern den Eingang des Clubs, der kaum kenntlich ist zwischen einer Boutique und einem Park-haus. Mine und Maiken, die angeblich bereits sechzehn

sind, hatten Annika gefragt, ob sie mitkommen wolle ins Cave, wo heute Teen-Club sei.

Susanne fand die Idee super und schlug vor, die Gelegenheit zu nutzen und auch selbst auszugehen, Kekke und Tim könnten ohne Probleme allein bleiben.

Annika ist geschminkt, wie ich sie noch nie gesehen habe, sie trägt einen Schottenrock und schwarze Strümpfe zu ihren neuen Asics. Mine, Maiken und sie haben es sehr eilig, aus der dritten Sitzreihe des BMW nach draußen zu kommen, mit flatternden Lidern und einer aufgeregten Umarmung verabschiedet sich Annika von mir, bevor die Mädchen in der Menge untertauchen. Wie ähnlich sich alle sehen, denke ich und frage mich, ob das früher auch schon so war, und Achim fährt los, und Annika verschwindet aus meinem Blick, und ich erkläre den Weg nach Kampen ins Pony, das auch so früh am Abend schon wahnsinnig voll ist.

Susanne ordert Bellinis bei einer Kellnerin, die einen Stein im linken Nasenflügel trägt. Ich frage mich, wie alt sie wohl sein mag, noch immer die Teenager im Kopf, die mir wie Kinder erschienen. Achim beugt sich zu Susanne hinüber und flüstert ihr etwas zu, worüber sie lacht, das Champagnerglas in der erhobenen Hand, dann küsst er sie auf den Hals. Sie trägt eine Seidenbluse, deren sehr große Kragenspitzen weit zur Seite fallen, als sie den Schal

ab. nimmt und ihre Jacke auszieht. Die kurzen roten Haare kunstvoll zerzaust. Wir haben verabredet, daß die beiden später ein Taxi nehmen, und ich überlege gerade, ob ich

gehen soll, da fängt Susanne, en passant und während Achim sie noch küsst, meinen Blick ein, als wäre ich ein nervöses Tier, und ich bleibe, bis es Zeit ist, Annika wieder abzuholen. Es ist ein wenig wie Schulschluß, die schmale Straße völlig zugeparkt von wartenden Müttern. Annika klettert herein, und es fühlt sich tatsächlich so an, als wäre ich einfach ihr Vater. Alles in Ordnung? Ich wuschle ihr durchs Haar, weil ich weiß, daß sie das ärgert. Und Mine und Maiken?

Kommen nicht mit.

Wieso das denn? Haben die beiden das mit ihren Eltern abgesprochen?

Ja! Mach dir keine Sorgen: Alles in Ordnung.

Ich überlege, was ich tun soll, suche die beiden in der Menge vor dem Eingang und entdecke sie, als sie Annika zuwinken. Sie beschwört mich loszufahren. Die Vorstellung, ich könnte jetzt aussteigen und die beiden einsammeln wollen, ist ihr furchtbar unangenehm. Wie peinlich!

Erst, als ich losfahre, sinkt sie erleichtert in den hohen Ledersitz und sieht schweigend zu, wie die Straße, nachdem wir Westerland hinter uns haben, in die Scheinwerferkegel hineinrutscht und unter ihnen wegtaucht, ein graues Flak-kern, nur kurzzeitig von gelben und weißen Straßenlampen in Rantum aufgehellte, um nach einer letzten Verkehrsinsel wieder ins Dunkel zu dämmern, während die Straße nun völlig schnurgerade nach Süden führt.

Wie war es?

Super.

Ich drücke auf gut Glück einen der unzähligen Knöpfe der Soundanlage, das Display im Amaturenbrett leuchtet rot auf, das Icon einer CD wird in ein stilisiertes Laufwerk geschoben, dann mehrere nacheinander, die wie Teller in einer altmodischen Artistiknummer umeinanderwirbeln, CD-Wechsler, Random Mode, dann setzt die Musik ein, und ich bin überrascht, daß Achim so etwas mag.

Was sind Wandering Stars? fragt Annika.

Ich habe dem Text gar nicht zugehört. Wandelsterne, erkläre ich ihr, sagt man im Deutschen. Es gibt Sterne, die sich am Himmel bewegen, und andere, die für unser Auge festzustehen scheinen, weil sie so ungeheuer weit entfernt sind. Das sind die Fixsterne. Die anderen sind die Planeten unseres Sonnensystems, ihre Bahnen sehen von der Erde so aus, als würden sie am Himmel hin und her wandern. Nur fünf davon kann man mit bloßem Auge sehen: Merkur und Venus, Mars, Jupiter und Saturn.

Da sind alles Götter, oder?

Ja, mit ihren römischen Namen. Die Menschen beobachten sie schon lange. Dann fällt mir der Merkvers wieder ein: Mein Vater erklärt mir jeden Sonntag unsere neun Planeten.

Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun, Pluto. Und ich glaube plötzlich zu wissen, daß Vater mir diesen Satz tatsächlich beigebracht hat, aber keine Geschichte falle mir dazu ein, an keine Szene, kein Bild kann ich mich erinnern.

Wer ist das? fragt Annika, und ich bemerke, daß ich

lange geschwiegen haben muß. Pulsierender Baß, ein Schlagzeug, Scratching. Portishead.

Eine Hammondorgel, dann ist das Stück zu Ende. Vor uns taucht das Signalfeuer des Leuchtturms von Hörnum auf, kaltes Licht, das in einem bestimmten Takt pulsiert: an-an-aus-an-an-aus. Augenblickslang leuchtet es Annika ins Gesicht und zerlegt den Blick, mit dem sie mich ansieht, mit dem ich sie ansehe, in gleich große Stücke, dazwischen Dunkel. Gleich, denke ich, werden wir an der Zufahrt zur unterirdischen Garage halten, und das automatische Tor wird hochschwenken, während sich die Neonröhren dahin-ter, eine nach der anderen, anschalten und den Raum mit Licht fluten, in dem ich den BMW wieder auf dem linken der drei markierten Stellplätze parken werde, direkt neben der Eingangstür, die über einen kurzen Gang in das Keller-geschoß des Hauses auf der Düne führt. Wir werden das helle elektronische Ploppen hören, mit dem die Verriegelung der Wagentüren bestätigt wird, während die Servomo-toren das Garagentor rumpelnd in seine Ausgangsposition zurückfahren und die pneumatischen Türschließer die Ver-bindungstüren erst zur Garage und dann zum Keller, wenn wir hindurchgegangen sind, langsam ins Schloß ziehen.

Jetzt aber, bevor all das geschehen und der Abend zu Ende sein wird, erinnere ich mich plötzlich wieder daran, wie wir am Nachmittag schon einmal hier entlangfuhren und ich mir ausgemalt habe, jetzt, an dieser Stelle oder dieser oder dieser jetzt, während vor uns das Licht des Leucht-

lange geschwiegen haben muß. Pulsierender Baß, ein Schlagzeug, Scratching. Portishead.

Eine Hammondorgel, dann ist das Stück zu Ende. Vor uns taucht das Signalfeuer des Leuchtturms von Hörnum auf, kaltes Licht, das in einem bestimmten Takt pulsiert: an-an-aus-an-an-aus. Augenblickslang leuchtet es Annika ins Gesicht und zerlegt den Blick, mit dem sie mich ansieht, mit dem ich sie ansehe, in gleich große Stücke, dazwischen Dunkel. Gleich, denke ich, werden wir an der Zufahrt zur unterirdischen Garage halten, und das automatische Tor wird hochschwenken, während sich die Neonröhren dahin-ter, eine nach der anderen, anschalten und den Raum mit Licht fluten, in dem ich den BMW wieder auf dem linken der drei markierten Stellplätze parken werde, direkt neben der Eingangstür, die über einen kurzen Gang in das Keller-geschoß des Hauses auf der Düne führt. Wir werden das helle elektronische Ploppen hören, mit dem die Verriegelung der Wagentüren bestätigt wird, während die Servomo-toren das Garagentor rumpelnd in seine Ausgangsposition zurückfahren und die pneumatischen Türschließer die Ver-bindungstüren erst zur Garage und dann zum Keller, wenn wir hindurchgegangen sind, langsam ins Schloß ziehen.

Jetzt aber, bevor all das geschehen und der Abend zu Ende sein wird, erinnere ich mich plötzlich wieder daran, wie wir am Nachmittag schon einmal hier entlangfuhren und ich mir ausgemalt habe, jetzt, an dieser Stelle oder dieser oder dieser jetzt, während vor uns das Licht des Leucht-

90

turms von Hörnum pulsiert, an-an-aus-an-an-aus, in den nachtschwarzen Hügeln linkerhand für einen Augenblick die warm erleuchteten Fenster von Puan Klent zu sehen.

Und dann geschieht genau das.

Annika umkreist den Eßtisch und streicht mit den Fingerkuppen über das im dünnen Licht matt schimmernde Holz. Manchmal sind ihre Gesten so furchtbar erwachsen, nur die kindlich kurzen Fingernägel erinnern, auch schwarz gefärbt, an das Kind, das sie eben noch war. Doch die Lan-geweile, mit der sie als Kind durch die Tage schlich, ist etwas Neuem,

Erwartungsvollem gewichen. Ich habe mir oft vorgestellt, wie es wäre, beim Lesen zufällig auf eine Beschreibung von ihr zu stoßen, so, als wäre sie die Figur in einem Roman. Ich glaube, sie war kaum geboren, da kam mir diese Idee zum ersten Mal. So gern wollte ich festgehalten wissen, wie sie aussah, ihren Schmollmund und diesen noch ganz weichen, in der Schale meiner Hand pulsierenden Schädel, beschrieben von einem der Schriftsteller, die ich mag im Laufe der Jahre waren es immer andere. Auf dem 'Tisch eine hohe Vase mit einem Dutzend Gladiolen, die Susanne gestern gekauft hat. Annika greift in die Blumen, und wie in Zeitlupe fallen einige zur Seite, und der Strauß ordnet sich um. Es gibt ein Restaurant, das heißt wie das Buch von dir, sagt sie,

Ich muß grinsen. Stimmt. Und?

Ob wir an Silvester auch im Sansibar sind?

Wie: auch?

Na, ob wir auch dort feiern. Julian und seine Mutter sind dort.

Julian?

Ja, Julian, wiederholt sie ärgerlich und läßt von den Blumen ab.

Susanne kommt von der Terrasse herein. Denkst du daran, das Feuerwerk zu besorgen, das du Tim versprochen hast? Ihr Gesicht ist gerötet von der Salzlufte. Sie steht so dicht vor mir, daß ich das Meer auf ihrer Haut rieche.

Natürlich. Wo ist Achim?

Unten bei Tim. Ich mußte nur schnell mal an die frische Luft.

Als ob ein Vorhang zur Seite geschoben würde und man überrascht eine ferne Landschaft entdeckt, die vor dem Fenster liegt, sehe ich manchmal unsere Tage hier und wie sie vergehen, Zeitformationen, unumstößlich geschichtet, und unsere Träume sind die Wolken über dieser Landschaft, groß und leicht treiben sie vorüber, von einer tiefen Sonne bestrahlt; real ist nur, was die Zeit hinterläßt.

Stimmt etwas nicht? frage ich.

Tim geht es nicht so gut. Er hat sich heute nacht übergeben, sein Bett sah furchtbar aus, als wir nach Hause kamen, obwohl Kekke versucht hat sauberzumachen.

Warum hat sie denn nicht angerufen?

Sie wollte uns den Abend nicht verderben. Es geht ihm

auch schon wieder besser. Heute morgen bat er als erstes, wir sollten unbedingt an die Silvesterraketen denken.

Klar, mach ich.

Dann komme ich mit dir mit, Papa. Annika streicht sich mit dem kleinen Finger eine Strähne hinters Ohr.

Annika möchte gern morgen abend ins Sansibar, erkläre ich.

Gute Idee! sagt Susanne und sieht sich nach Annika um. Das soll doch so schön sein.

Schon. Aber bestimmt restlos ausgebucht.

Kannst du da nichts machen? Als alter Sylter?

Ich weiß nicht.

Ihr Lächeln macht mich verlegen, und ich beeile mich, aus dem Haus zu kommen. In Westerland parke ich hinter der alten Post. Als wir bei Schuh Lunk vorbeiführen, habe ich den Namen, wie immer, seit Mutter das einmal mit mir machte, ganz schnell laut

ausgesprochen, und Annika mußte genauso darüber lachen wie ich. Nichts vergessen. Wer bekommt eigentlich das, was man nicht behält?

Beim Aussteigen reißt eine Böe Annika die Wagentür aus der Hand. Es regnet in eisigen Schlieren, und der kalte Wind faßt einen immer wieder unerwartet an, greift in den Kragen, schubst uns vorwärts durch die Friedrichstraße, zerrt an der Weihnachtsbeleuchtung, die zwischen den Bogenlampen aufgespannt ist, während man in den Läden schon dabei ist, die warmen Gold- und Rottöne des Familienfestes durch glitzerndes Silber zu ersetzen. Gleich

am Eingang des Kaufhauses stapeln sich verschiedene Sets mit Feuerwerkskörpern, wir nehmen die große Familien-packung mit Tischvulkan, Chinaböllern und zwei Dutzend Raketen. Annika mustert die Auslagen der Boutiquen. Unter den Heizpilzen bei Gosch öffnen die Touristen ihre Jacken. Ich will Annika gerade fragen, ob sie ein Krabben-brötchen möchte, da winkt sie jemandem schüchtern zu, und als ich mich umsehe, wen sie da im Geschiebe und Gedränge entdeckt hat, steht bereits ein Junge bei ihr und küßt sie zur Begrüßung auf beide Wangen. Wie anmutig sie sich ihm entgegenstreckt und ganz leicht mit ihrer rechten Hand seinen Unterarm berührt.

Und ich bin die Mutter dazu, sagt im selben Moment eine Frauenstimme neben mir. Helen Salentin.

Hallo, gebe ich überrascht zurück.

Das ist Julian, Papa. Annika vergräbt beide Hände in den Taschen ihrer Jeans und tritt von einem Fuß auf den anderen. Der Junge stellt sich zu seiner Mutter, wir schütteln einander die Hand. Ihr glattes, mittelgescheiteltes Haar, das weit über die Schultern reicht, fällt mir auf und mehr noch die hohe, seltsam gotische Stirn. Der weiße bodenlange Daunenmantel. Bevor ich etwas sagen kann, fragt Annika, ob sie denn nicht wisse, wie man für Silvester im Sansibar eine Reservierung bekommen könne.

Helen Salentin lacht, und ich wiege ab. Da ist sicher alles ausgebucht.

Ach, wer weiß. Ich kenne den Herbert Seckler ganz gut. Wenn Sie wollen, kann ich ihn ja mal anrufen.

Annika nickt heftig grinsend und sieht dabei wieder ganz kindlich aus. Der Junge legt seiner Mutter die Hand um die Hüfte. Die beiden wirken wie ein Paar.

Wir wären allerdings zu acht.

Wieso acht? will Annika wissen.

Kathrin und Florian.

Helen Salentin zieht einen schmalen Organizer aus honiggelbem Leder hervor, und daraus wiederum eine Visitenkarte. Rufen Sie mich doch morgen einfach unter der Mobilfunknummer hier an, dann weiß ich mehr.

Ich bedanke mich, sage etwas über das Wetter, und sie fragt, wo wir auf der Insel wohnen.

Ich berichte kurz vom Haus auf der Düne, dann verabschieden wir uns.

Doch gerade, als ich ihr die Hand gebe, sagt Annika, nun wieder ganz erwachsen, Julian wolle gern noch mit ihr in ein ganz besonderes Café. Ob ich etwas dagegen hätte. Ich registriere Helens Blick, der meine Tochter aufmerksam mustert.

Und wie kommst du nach Hause? will ich wissen.

Julian fährt mich.



Ah, du bist schon achtzehn, bemerke ich spöttisch zu dem Jungen im lila Samtjackett mit hochgeklapptem Kragen.

Helen lächelt. Er fährt gut, Sie müssen sich keine Sorgen machen.

Julian sagt nichts. Und dann ist es auch schon so, als nähme der Wind sie mit sich fort, Mutter und Sohn und meine Tochter, und kaum sehe ich ihnen einen Moment

lang nach, wie sie sich gegen den Menschenstrom stemmen, der die Friedrichstraße entlangfließt, da ergreift mich selbst sein Sog und zieht mich weg, drückt mich durch Gelächter und Glühweinschwaden hindurch und vorbei an lauthals lachenden Grüppchen in Lammfelljacken, trudelnd und zögernd und unter dem Arm die Familienpakung Silvesterraketen und Böller, ich weiß nicht, wie lange.

Jedenfalls spricht mich schließlich jemand an, ein alter Mann ist plötzlich an meiner Seite, mit schulterlangem grauem Haar und einer Art gehäkeltem Barett in Jägergrün auf dem Kopf, tief gebeugt ist er mit ganz kleinen schiebenden Schritten plötzlich neben mir und greift sich meinen Arm, die Knöchel seiner Hand spitze Höcker, fast schwarz die Arterien unter der papiernen Haut. Ich lasse es geschehen und frage mich nur, ob ich wohl wie jemand wirke, der Hilfe braucht. Er müsse mir unbedingt etwas zeigen, sagt er, und das beruhigt mich so sehr, daß ich ihm tatsächlich folge, keine Ahnung, weshalb ich das tue, aus den bunten Lichtern und dem Gedränge und Geschiebe zwischen den Buden zieht er mich behende die Treppe hinab zur Strandpromenade, auf der, im eisigen Wind, der vom schneekalten Sand heraufbläst und vom gischtweißen Meer, sich niemand außer uns aufhält.

Da! brüllt er in das Rollen der Wellen hinein und zeigt zitternd hinaus, die Augen vor den beißenden Böen zu Schlitzen verengt. Da! Das ist der Vorbote des Sturms. Ich kenne die Muster des Meeres. Das da ist die Hufspur der Wilden Jagd.

Die Wilde Jagd? Ich sehe ihn ratlos an und schüttle den Kopf. Verstehe nicht, was der Alte von mir will.

Ja! Seine Linke krallt sich fest in meiner Jacke, und die Kalte fährt mir durch Kragen und Armel. Morgen, zur Mitte der Zwölfnächte, kommt König Rowold aus Albion.

Wenn der Sturmwind weht und der Regen an den Fenstern rinnt und die Wogen wüten, dann reitet er auf seinem schäumenden Renner einher, der sich aufbäumt vor dem tosenden Meere, aber sein Herr gibt ihm die scharfen Sporen, und das Roß fliegt mit kühnem Sprunge durch den zischenden Schaum. Und das wilde Heer folgt ihm und fährt durch die Luft und reißt jeden mit, der ihm begegnet.

Ich spähe angestrengt ins Grau dieses schweren Mittagshimmels und in die abreißenden Gischtlinien darin.

Hier ist der westlichste Punkt des Landes, wie ein Buckel wölbt die Insel sich hier weit hinaus in die offene See. Offen nach England und bis nach Grönland hinauf, offen ins grüne Eis und ins unendliche schwarze Wasser hinein.

Es gibt Sturm.

Ja? Wirklich? schreie ich.

Der Alte nickt und stützt seine knotigen Hände schwer auf die Betonbrüstung über dem Strand. Die schwarzen Adern so dicht unter der Haut. Ich wohne schon lange hier.

Und wo?

Seit dreißig Jahren lebe ich dort oben, brüllt er, und sein ausgestreckter Arm beginnt zu kreiseln. Erstbezug, frühverrentet. Die knotige Hand zeigt in Richtung der

oberen Geschosse des Hochhauses, das als breiter Riegel direkt an der Musikmuschel und der Promenade steht.

Dort, sagt er. Im achtzehnten Stock.

Sicher ein schöner Blick, sage ich.

Manchmal, schreit er, nach den Feiertagen, wenn keine Touristen mehr da sind, in den trüben Februarnächten, wenn der Nebel von Westen herankriecht übers Meer und hinauf zu mir, und wenn, wie ich weiß, alle Ferienwohnungen über und unter mir leer sind und kalt, und niemand ist da, dann passiert es schon einmal, daß sich zwischen Schlafen und Wachen eigenartige Wesen auf meinem Balkon zeigen, buckelig und verkrüppelt oder verführerisch schön, ganz egal. Deren Gesichter, denn sie haben Gesichter, erinnern irgendwie an Fastnachtmasken. Doch keins davon lacht, alle sind irgendwie leidend, es fehlt ihnen etwas, und zugleich sind sie furchterregend. Sie stehen dann auf dem grünen Kunstrasen, den ich vor ein paar Jahren ausgelegt habe, und schauen herein zu mir, bis ich zu ihnen hinausgehe auf den Balkon. Wohin sollen wir ziehen? fragen sie mich. Und wissen Sie, was ich antworte? Zieht nach Osten, sage ich, geht ins Licht! Der Heiland kann euch geben, was euch fehlt! Und dann ziehen sie mitten durch das Hochhaus hindurch, das ihnen wohl im Weg steht. Vielleicht, daß seit ewigen Zeiten die Wilde Jagd hier durchzieht. Nur manchmal klagen sie. Aber wir haben kein Reisegeld! klagen sie. Früher hab ich ihnen immer einen Kupferpfennig gegeben, Gott sei Dank sind die neuen Centmünzen auch aus Kupfer, damit ziehen sie dann weiter.

Ja, sage ich. Das ist sicher richtig so, wie Sie das machen.

Am späten Nachmittag, selbst kaum aus Westerland zurtick, sehe ich gerade noch einen alten Mini wenden und wegfah-ren, als ich Annika öffne, und bevor ich sie fragen kann, wie es war, klingelt es schon wieder, und eine ältere Dame steht vor der Tür, die sich als die Vermieterin vorstellt. Annika verschwindet ohne ein Wort die Treppe hinauf in ihr Zimmer. Sie wolle nicht stören, sich aber doch erkundigen, ob alles in Ordnung sei, ob wir uns wohl fühlten und ob wir von dem Sturm gehört hätten, den es in der Nacht wohl geben werde. Ja, sage ich, den Alten aus Westerland verschweigend, wir haben im Radio davon gehört. Susanne, die neugierig aus der Küche kommt, schüttelt überrascht den Kopf. Was für ein Sturm denn?

Na ja, deshalb sei sie ja hier. Sie habe uns für alle Fälle noch einmal die wichtigsten Notfallnummern aufge-schrieben, wir sollten uns nicht scheuen, sie und ihren Mann anzurufen, wenn Land unter sei, wie man hier so sagt. Dabei lacht sie und holt noch ein Paket Kerzen und zwei Taschenlampen aus ihrem mit großen Blumen bedruckten Stoffbeutel, dessen Henkel in der Beuge ihres angewinkelten linken Armes baumeln. Über den weißen, hochtoupierten Haaren eine jener seit langem aus der Mode gekommenen Regenhauben aus dünnem, durchsich-

tigem Plastik, mit einem weißen Stoffband paspeliert, dessen lose Enden sie unter dem Kinn zusammengebunden hat. Sie verabschiedet sich mit der dringenden Bitte, alle Fenster und auch die Läden zu schließen.

Susanne schaltet sofort das Radio ein, seltsamerweise nicht den Fernseher, während ich das Gefühl nicht los-werde, alles bereits zu wissen. Zur vollen Stunde warnt der Deutsche Seewetterdienst, in der Nacht sei an der nordfriesischen Küste und auch an der schleswig-holsteinischen Ostseeküste mit orkanartigen Böen zu rechnen. Schon kommt es uns vor, als dunkelte es merklich früher als gestern, ein dichter Wolkenhimmel treibt tief über

den Horizont, und kaum, daß der Dämmer die Heide am Fuß der Düne verschluckt hat, macht Achim sich daran, die Läden zu schließen. Dabei faucht, als er die Terrassentür öffnet, ein Windstoß derart heftig herein, daß es uns den Atem nimmt. Eiskalte Luft steht plötzlich im Raum.

Aus dem leichten Regen, der den ganzen Nachmittag nie-derging, ist längst ein dichter Wasservorhang geworden, der, als Susanne die in den Terrassenboden eingelassenen Strahler einschaltet, in weißlichen Schleiern um das Haus wogt.

Der Regen ist scheißkalt! Achim streicht sich das Wasser aus dem Gesicht und schüttelt den Kopf. Jeder Schritt seiner Gummistiefel eine Pfütze. Tim sieht seinem Vater mit offenem Mund nach. Ich geh mich umziehen.

Und wir machen Abendessen. Susanne nickt mir zu und schaltet das Radio wieder aus, um Tim nicht zu äng-

100

stigen. Um so lauter hört man den Wind, der nun in die hölzernen Läden greift. Alle spüren, wie schnell die Böen an Intensität zunehmen, und lauschen auf das Klappern um das Haus, dessen jeweilige Ursachen wir, blind hinter den verrammelten Fenstern, nur raten können. Achim erklärt Tim beim Essen, daß das Meer niemals hier auf die Düne heraufkommen könne. Tim nickt und will wissen, wofür wir die Kerzen bekommen haben. Achim erklärt, was ein Stromausfall ist, und Tim besteht darauf, die Kerzen sofort anzuzünden, auch wenn noch kein Stromausfall sei. Es gibt Tee und Brote, und nach dem Essen spielen wir Uno, bis Tim so müde ist, daß er in Susannes Arm einschläft. Ich betrachte, wie sie ihren schlafenden Sohn hält, sein Kopf in ihrer Armbeuge, der Mund im Schlaf ein wenig geöffnet, ein Arm hängt schlaff herab. In diesem Moment, weiß ich, könnte ich mich in sie verlieben. Wie feige wir doch sind.

Kekke krabbelt ihrem Vater auf den Schoß, und Annika starrt in die Kerzen. Als irgend etwas mit einem lauten Schlag auf die Terrasse kracht, schrecken alle zusammen und sehen sich nach Tim um, doch der Junge schläft unbeeindruckt weiter, läßt sich auch nicht stören, als die Dek-kenleuchte erst flackert und dann erlischt. Gespenstisch laut scheint da das Orgeln des Sturms, der um die Mauern wütet, über jeden Vorsprung zischt und heiser in jede Fuge hinein. Auch im Flur und in der Küche gibt es nun kein Licht mehr, dann ist auch die Terrassenbeleuchtung aus, und die Fensterscheiben werden zu schwarzen stumpfen

Flächen. Die Kerzen legen ihre wie ungelenk zitternds Lichtkreise um uns und spannen hinter jedem sanfte Schatten auf. Kekke flüstert den Namen ihres Vaters, der sich fester in den Arm nimmt, sonst rührt sich niemand, um etwa hinauszusehen, alle horchen schweigend auf das Pfeifen und Wabern, Brüllen und Tosen, in dem die rasende Luft an allem rüttelt, alles zum Vibrieren bringt, zum Klappern und Zittern, bis man selbst innerlich zittert.

Dann rattert es mit einem Mal ohrenbetäubend gegen die Läden und durch alle Ritzen, Hagelkörner pochen gegen die Scheiben, die Böen treiben das Eis in nervösen Kaskaden gegen das Haus und über uns hinweg, immer wieder von neuem.

Annika flüstert leise: Die Wilde Jagd.

Ich muß an den Alten denken und seine Geschichte vom König aus Albion, dessen Pferd sich aufbäumt vor dem tosenden Meer und im zischenden Schaum, und will gerade davon erzählen, als Kekke vom Schoß ihres Vaters herabrutscht und Annika mit zorniger Miene ansieht, nicht verängstigt, sondern wütend, und als wehrte sie sich gegen die Ältere in jener

kindlichen Mischung aus Vernunft und unerschütterlichem Vertrauen in die Welt, sagt sie:  
Hör auf damit!

Ohne ein Wort zu sagen, steht Annika auf und geht.

Ich höre, wie sie sich im Dunkeln die Treppe hinauftastet.

Vielleicht ist es besser, wenn wir alle versuchen zu schlafen, schlägt Susanne vor.

Doch als ich wenig später noch einmal nach Annika

sehen will und die Taschenlampe vor ihrem Zimmer aus-mache, leise die Tür öffne und vorsichtig einen Schritt in den dunklen Raum hineingehe, ist der Sturm viel zu laut, als daß ich ihren Atem hören könnte, und ihre Gestalt im Dunkel nicht auszumachen. Ich stehe lange einfach nur da und lausche in den Lärm hinein. Warte darauf, daß An-nika, sollte sie wach sein, etwas sagt. Aber sie sagt nichts.

Und plötzlich kommt es mir so vor, als wäre sie gar nicht da, und ich stünde allein in einem leeren Raum, während in dem unablässigen Krach des Sturms eine geisterhafte Stille in mir hochkriecht. Man meint die Präsenz eines Menschen ja zu spüren. Aber da ist nichts, denke ich, nichts als Leere in dem Dunkel, das meine Augen nicht durchdringen. Trotzdem bringe ich es nicht über mich, die Taschenlampe anzuknipsen. Statt dessen schleiche ich irgendwann einfach wieder hinaus. Und dabei habe ich dann mit einem Mal die Empfindung, Annika sähe mir nach.

Der letzte Tag des Jahres. Ich habe die Läden zur Terrasse aufgestoßen. Die Windstille hat etwas Unheimliches. Der Himmel glimmt verhangen in dem ungesunden Gelb, das vom Sturm letzte Nacht übriggeblieben ist. Die Wolken ziehen unendlich langsam weiter, gutmütige Tiere mit einem Mal, all die gehetzte Gewalt vergessen, wie die Nach-hut, der gleichgültige Troß, dem völlig der Furor jener

Armee abgeht, der er folgt. Eine Tasse in beiden Händen, starre ich müde in den Himmel, schlürfe den heißen Kaf. fee und muß immer wieder an den Alten aus Westerland denken und seine Geschichte von der Wilden Jagd. Ver. mutlich haben wir alle die meiste Zeit in unseren Betten wachgelegen. Die schwersten Böen kamen zwischen halb zwei und drei Uhr, ein ungeheures Geseuse, Gepolter und Heulen, der Hagel brandete fast waagerecht gegen das Haus und gegen die Fenster, die im ersten Stock keine Läden haben. Schemenhaft sah man draußen immer neue Wolkenformationen, die mit blindwütiger Eile über uns hinwegschlitterten.

Als ich die Tasse abstelle und ein paar Schritte hinaus-gehe, knirscht es unter meinen Schuhen. Der Sturm hat den Grill umgeworfen und dann wohl gegen die schulter-hohe Glasscheibe getrieben, die als Windschutz die Terrasse gegen die Heide abschloß, das muß der krachende Schlag gewesen sein, den wir irgendwann gehört haben.

Scherben in allen Größen glitzern in der Schicht feuchten sandigen Schlamms, den der Regen hinterlassen hat. Von drinnen höre ich das Klappern von Geschirr. Jetzt wird auch das Radio eingeschaltet, ich höre den seit gestern vertrauten Nachrichtenjingle des Lokalsenders, dann die Stimme des Sprechers. Orkanböen mit bis zu Windstärke elf. Sieben Meter hohe Wellen. Mehrere Tote. Die nordfriesischen Inseln vorübergehend vom Stromnetz abgeschnitten. Der Zugverkehr zwischen Niebüll und Westerland eingestellt, die Fehmarnsundbrücke gesperrt. Rund um

die Britischen Inseln mehrere Schiffe in Seenot, der Hafen von Dover geschlossen. Im Norden Englands und in Schottland Windgeschwindigkeiten von mehr als 120

Stundenkilometern. Achim steht im Rahmen der Terras-sentür, barfuß, in Boxershorts und Shirt, und prostet mir mit einer Kaffeetasse zu.

Und? Wie ist die Lage? will ich wissen.

Ich hab mal im Netz nachgeschaut. Auf der Insel sind offenbar über 700.000 Kubikmeter Sand weggespült wor-den, in Kampen ganze Stücke aus dem Kliff herausge-brochen, und auch hier in Hörnum, an der Odde, gab es Dünenabbrüche, wie die das nennen. Dabei ist ein Bunker aus dem Zweiten Weltkrieg freigelegt worden. Auch die Halligen melden Land unter.

Tim drängt sich zwischen den Beinen seines Vaters durch. Was ist ein Bunker? Gehen wir da hin?

Nein, sie wolle nicht an den Strand, erklärt Annika später beim Frühstück, Sie bleibe auf jeden Fall hier.

Und was ist mit heute abend? frage ich in die Runde.

Achim zuckt mit den Schultern.

Meinst du, das Sansibar hat geschlossen, Papa?

Annika! stöhnt Susanne auf. Wir wissen doch noch nicht einmal, ob wir einen Tisch bekommen. Darum schlag ich auch vor, daß ihr, während Achim und ich mit den Kindern den Bunker ansehen, euch um die Abendplanung kümmert.

Doch kaum ist die Haustür ins Schloß gefallen, schaut Annika, die die ganze Zeit schweigend an einem

Brötchen gekaut hat, von ihrem Teller hoch und sagt: Ich will nach Hause.

Wie bitte? Ich dachte, du willst unbedingt in dieses Restaurant?

Mama hat heute früh angerufen, um zu hören, wie es mir geht. Sie ist sauer, weil du ihr wegen des Sturms nicht Bescheid gesagt hast. Sie sagt, ich soll zurückkommen, wenn es mir nicht gefällt.

Und? Gefällt es dir denn nicht mit mir?

Sie starrt mich an, und ich weiß nicht, ob sie nur überlegt, was sie sagen soll, oder ob sie sich beherrscht, nicht loszuheulen. Dann preßt sie hervor: Du warst nie da!

Aber was hat das denn mit unseren Ferien hier zu tun?

Jetzt bin ich doch da!

Du warst nie da, wenn irgend etwas passiert ist.

Aber das stimmt doch auch gar nicht.

Doch.

Sie starrt wieder auf ihren Teller, und ich weiß nicht, was ich sagen soll. Und es sieht auch nicht so aus, als erwartete sie überhaupt eine Entgegnung. Irgendwann greife ich nach dem Telephon auf der Anrichte und krame die Visitenkarte aus dem Portemonnaie. Helen Salentin.

Eine Hamburger Adresse. Hallo, hier ist der Vater des Midchens, das so gern auch im Sansibar Silvester feiern möchte. Erinnern Sie sich? Wirklich? Das ist ja großartig!

Haben Sie vielen Dank. Selbst, als ich das Telephon auf den Tisch lege und die Grüße von Julians Mutter bestelle,

starrt Annika noch immer ausdruckslos auf ihren leeren Teller.

Du hast es gehört: Wir haben den Tisch im Sansibar.

Wie du es wolltest.

Ich geh duschen, sagt sie, und schon ist sie aus dem Raum.

Die Wolken stehen bewegungslos über allem, nur am Horizont schimmert der Himmel in einem türkisen Blau, das ein seltsam fiebriges Licht über die Dinge schickt. Man weiß nicht, ob es Morgen ist oder Abend. Die Scherben knirschen unter meinen Schritten.

Lidschatten, Wimperntusche, Kajal, Rouge, alles ver-wischt, der Lippenstift über die Wangen geschmiert, das Lachen dadurch so riesig wie bei Kindern, die man zum Fasching schminkt, oder wie bei Besoffenen. Maak de Dör op! De Rummelpott will rin! kräht eine der beiden, ich weiß nicht, ob Mine oder Maiken, sie krümmt sich dabei vor Lachen und preßt die Beine zusammen, als hätte sie Angst, sich in die Hosen zu machen. Schwarze Leg-gings, goldene Hot Pants, weiße Cowboystiefel. Im weiten Ausschnitt ihres goldenen, tunikaartigen Oberteils, das vielleicht einmal einen Verkündigungengel beim Krippenspiel kostümiert hat, sehe ich ihre weißen weichen

Brüste.

Du kannst ja doch reden, versuche ich einen Scherz.

die andere, Maiken oder mine, mit irgendwann die Hand auf den Unterarm legt, eine kräftige Hand, etwas rot und mit blauen künstlichen Nägeln. Und ganz dicht an mei nem Ohr flüstert sie:

Door kûmmt een Schipp ut Holland, dat hett keen goden Wind.

Schipper, wullst du wieken!

Feermann, wullst du strieken!

Sett dat Seil op de Topp un giff mi wat in'n Rummelpott!

Sie faßt mir ins Haar und streicht mir über den Kopf.

Überrascht zucke ich zurück und bemerke im selben Moment Kekke und Annika, die das Klingeln gehört haben und nun neben mir im Flur stehen. Ich spüre, daß ich rot werde. Sett dat Seil op de Topp un giff mi wat in'n Rummelpott! fordert Mine oder Maiken, lauter jetzt und aufgebracht, und die andere skandiert: Rummelpott! Rum-melpott! Und während Kekke mich skeptisch betrachtet, als müßte man sich Sorgen um mich machen, hat Annika nur Augen für die beiden, macht ein paar Schritte auf sie zu und aus der Tür hinaus und steckt sich das Lachen der beiden auf.

Du mußt ihnen was geben! jauchzt sie. Gib ihnen doch endlich was!

Wie sie genießt, was geschieht! Kein Kind mehr zu sein. Etwas tun zu können, das alle auf eine neue, fremde Weise berührt. Diese plötzliche Macht. Mit einem Blick

jeden beschämen zu können, der nicht schnell genug weg-sieht. Nervös hole ich mein Portemonnaie aus der Gesäß-rasche, krame alles Kleingeld daraus hervor und werfe es in das pinkfarbene Schminktäschen, das eine der beiden mir hinhält, während die andere sich mir in den Arm hängt, ich kann sie nicht unterscheiden, spüre nur ihre Hitze und ihren Atem an der Wange und höre, wie sie sich wiegend und biegend flötet:

Rummel rummel ruttje, giff mi noch een Futtje, laat mi nich so lang hier stahn, ick schall noch een Hus wieder gahn.

Een Hus wieder wohnt de Schnieder.

Een Hus achter wohnt de Schlachter.

Een Hus vör wohnt de Frisör!

Dann ist plötzlich Susanne da, und ihr gelingt mü-heilos, was mir unmöglich war, sie pflückt mir das Mädchen vom Arm. Jetzt reicht es aber! Sie schüttelt Mine oder Maiken, welche von beiden auch immer, von der Schwelle.

Genug jetzt! Und das gilt weniger den beiden, die schon lachend wegtrudeln, als uns, sehr leise sagt sie es, eine Hand auf der Schulter ihrer Tochter, und ich atme auf, dankbar, daß sie sich nicht über mich amüsiert, während wir den Mädchen nachschauen, die sich trollen, über den kieswei-Ben Vorplatz weg in den beginnenden Abend.

Ich will mit! ruft da Annika, und ihre Stimme überschlägt sich beinah. Fast läuft sie ihnen schon hinterher, nur ein Blick noch zu uns herüber.

Nein! rufe ich ihr nach, und tatsächlich, ich kann es kaum glauben: Sie bleibt stehen. Du bleibst hier, sage ich noch einmal. Wegen dir haben wir den Tisch schließlich reserviert.

Ach bitte, quengelt sie, doch schon mutlos, ich will lieber mit ihnen gehn.

Nein.

Lachend verschwinden die beiden die Auffahrt hinunter und sind schon ums Eck, als sich eine noch einmal um-dreht, ein paar Meter zurückkommt auf den mattweißen Kies und laut ruft: Hau de Katt de Stert aff! Und wie ein Echo wiederholt die andere aus der Nacht:

Hau de Katt de Stert aff.

Hau em ni to lang aff, laatt en lütten Stummel stahn, dat de Katt kann wieder gahn.

Dann ist der Spuk vorüber. Doch die ganze Zeit, bis wir endlich zum Abendessen aufbrechen, muß ich daran denken, wie es sich anfühlte, als dieses Mädchen mir seine Kinderhand auf den Arm legte. Erst auf dem Weg vom Parkplatz zum Sansibar die Düne hinauf finde ich in die Gegenwart zurück und realisiere, daß Achim schon eine ganze Weile von Australien erzählt, von einer Reise durch die Kimberleys und von Broome.

Und wo ist das? will Florian wissen.

Zwei Flugstunden nördlich von Perth, direkt am Indischen Ozean. Früher gab es da Perlmuschelbänke, doch vom Reichtum sind nur noch noch einige alte Villen übrig

110

und Chinatown, das ziemlich groß ist, weil chinesische Taucher die Muscheln hochgeholt haben. Das hat man re-stauriert, mit Restaurants und Geschäften, vor allem aber hat Broome einen der schönsten Strände Australiens, zwanzig Kilometer lang, ein Wahnsinn, besonders, wenn man surfen will. Aber wirklich irre, und dafür ist der Ort berühmt, ist es dort bei Vollmond. Dann sieht es manchmal so aus, als ob der Strand die erste Stufe einer Treppe wäre, die zum Mond hinaufführt. Weißt du noch? Achim hat den Arm um Susanne gelegt.

Stairways to the moon, sagt sie lächelnd, während der Kellner uns bittet, ihm zu folgen. Er nimmt das kleine Schiefertäfelchen weg, auf dem Annikas Name steht.

Kekke dekretiert: Es gehört immer ein Junge neben ein Mädchen!

Ich will aber zu Papa, jammert Tim, und, nach kurzem Nachdenken: Und zu Annika!

Und ich will auch neben Annika sitzen! Florian lacht und blinzelt ihr zu.

Annika läßt sich stöhnend auf den nächstbesten Stuhl fallen. Kekke schiebt ihren Bruder um den Tisch und pla-ziert ihn rechts von ihr. Papa, du daneben, sagt sie, und daneben Mama. Dann nimmt sie mich am Arm und zieht mich hinter sich her um den Tisch herum. Du neben Ma-ma, sagt sie, setzt Kathrin zu mir, Florian daneben, und schließlich sich selbst, ganz

vorsichtig und als wäre der Stuhl höchst instabil, auf den letzten freien Platz zwischen Florian und Annika. Fertig! sagt sie stolz.

Aber das ist mein Platz! protestiert Florian.

Das geht aber nicht. Kekke zupft den weißen Spitzen-kragen ihres blauen Samtkleides zurecht,

Zum ersten Mal darf sie Silvester mit den Erwachsenen feiern. Sie hat ihre langen kastanienbraunen Haare mit allen Maikäfer- und Meerjungfrauenspängchen versehen, die sie finden konnte. Neugierig und zufrieden sieht sie sich um, während Annika sich enttäuscht das Haar hinters Ohr streicht, hatte es doch beim Hereinkommen nur eines Blickes bedurft, um zu sehen, daß Julian nicht da ist.

Kajal, Lippenstift, Puder. Ein Knopf ihrer Bluse zu viel ist offen, denke ich, man sieht den Rand des BHs.

Tim, der glücklich ist, neben ihr sitzen zu dürfen, gibt sich ganz umsonst Mühe, sie zu beeindrucken, indem er noch einmal die Geschichte vom Ausflug zum Bunker erzählt; sie hört ihm nicht zu. Wie aufgewühlt das Meer gewesen sei, voller Treibgut, ein ganzer Baum und ein roter Kanister, was da wohl drin gewesen sein mochte, und Schaum auf den Wellen, und die Dünen ganz anders als sonst, und da, wo gestern noch Büsche gewesen seien und ein niedriger Zaun, rage nun dieser riesengroße graue Betonklotz über den Strand. Tim ist ganz nach vorn auf die Kante seines Stuhles gerutscht, damit er Annika ansehen kann, während er erzählt, der Tisch schneidet ihm quer über die Brust. Und das Beste ist, sagt er und macht eine lange Pause vor Aufregung, das Beste ist in der einen Wand von dem Bunker das Skelett. Man sieht eine Hand, so aus Knochen, aber mein Papa hat gesagt, das ist sicher ein gan-

zer Mensch. Der ist mit eingegossen worden, als man den Bunker gebaut hat damals. Achim fährt seinem Sohn unaufmerksam durchs Haar und legt den Arm auf die Stuhllehne, während er sich um-sieht. Unser Tisch ist ziemlich in der Mitte des Restaurants, einem verglasten Stahlkubus auf Stelzen aus Doppel-T-Trägern, der selbst wie ein filigraner Bunker in den Dünen liegt, wie ein Raumschiff, dessen Energiereserven nicht mehr ausreichen, die Erdanziehung noch einmal zu überwinden. Der hohe Raum ist mit Schiffsparkett beplankt, auf beiden Seiten des breiten Mittelgangs regelmäßige Tischreihen, darüber absurd große Lampentrommeln, deren Licht glitzernde Vorhänge aus feinen Metallketten vor den bodentiefen Fenstern reflektieren, Gott sei Dank keine Luftschlangen oder Papphütchen, es ist auch kein Silvester-programm annonciert, nur die Bar hat man hinauf bis zur Decke mit lila Folie verkleidet, hat silberne Bänder um die Regale gewunden und goldene Putten mit kleinen Bögen und Flügeln darangehängt. Und auch im vollbesetzten Saal sieht man viel Silberlamé und goldene Spaghettiträger, vereinzelt Smokings.

Irgendwo kläfft immer wieder ein Hündchen, und einmal steht ein kleiner Junge im Public-School-Sakko mit großem goldenen Wappen auf der Brusttasche lange verloren im Mittelgang, von den Kellnern mit ihren Tablett und knöchellangen weißen Schürzen umkurvt. Einer von ihnen bleibt an unserem Tisch stehen und verteilt Speise-karten, ein zweiter Gläser mit Champagner und rosa Kin-

dersekt. Ich sche, wie er Annika fragt, was sie möchte, und wie sie zögert und rot wird, als sie sich für den Champagner entscheidet. Achim bringt einen Toast aus, auf uns und das nächste Jahr und alle Jahre, und alle prosten einan. der zu. Florian beugt sich weit über Kekke hinweg, um mit Annika anzustoßen, Susanne leert ihr Glas in einem Zug, Am



Kopfende des Saals öffnet sich das Panoramafenster auf einen breiten Holzbalkon und über den Strand. Im Sommer sicher mit Tischen besetzt, ist es jetzt dunkel und leer dort draußen, glänzend vor Feuchtigkeit, und der Blick geht über die Brüstung aufs Meer.

Was willst du essen? frage ich Annika, und mir fällt wieder ein, daß sie Vegetarierin ist. Als Vorspeise gibt es Thunfisch-Sashimi oder Gänsestopfleberterrinen mit Brioche, Hauptgang ist Nordseesteinbutt, im Ofen auf Chablis-Gemüse gebacken, oder Seeteufel im Speckmantel mit Champagnerkraut und Trauben zu Couscous, beim Nachtschinken hat man die Wahl zwischen Crème Brûlée oder Zweierlei von der Nam-Dok-Mai-Mango im süßen geschlagenen Cocosschaum.

Annika zuckte resigniert mit den Schultern. Eigentlich, sagt sie leise, wurde in den wichtigen Rauhnächten gefastet, also an Weihnachten, an Silvester und an Epiphania, Haus und Stall wurden vom Familienoberhaupt mit Weihwasser und Weihrauch gesegnet, es wurden Kerzen entzündet und Gebete gesprochen. Denn an diesen Tagen sind die Grenzen zur anderen Welt durchlässig. Das Geisterreich steht offen, und die Seelen der Verstorbenen

haben Ausgang. Unsere Raketen und Böller sind dazu da, sie fernzuhalten.

Ich sehe, wie Kekke erstarrt, und frage mich, ob Annika überhaupt bemerkt, wie sehr sie die Jüngere immer wieder ängstigt, die doch nicht aufgibt, sich um sie zu bemühen. Was soll das immer mit diesen Rauhnächten? Seit wann bist du so abergläubig? Das ist doch alles Quatsch.

Susanne legt mir beruhigend die Hand auf den Arm.

Das ist die Zeit zwischen den Jahren, Peter. Die letzten Nächte im alten und die ersten im neuen Jahr. Das hat mit dem Mondkalender zu tun, der weniger Tage hat. Die fehlenden zwölf Nächte wurden früher als tote Tage am Jahresende eingeschoben.

Annika sieht sie überrascht an.

Und wieso heißt das Rauhnächte?

Rûch ist mittelhochdeutsch und heißt haarig. Diese

Nächte hatten immer mit Ritualen ums Vieh zu tun, auch mit Verwandlungen zwischen Tieren und Menschen. Es heißt, die Tiere im Stall können in diesen Nächten sprechen.

Doch wer sie bei ihren Gesprächen belauscht, muß sterben.

Werwölfe, murmelt Annika und schaut vor sich auf den Tisch.

Werwölfe? Tim ist ganz aufgeregt.

Annikas Blick irrt durch den Saal, und Tim beginnt, einen Werwolfilm nachzuerzählen, den er hat sehen dürfen.

Achte mal besser auf die Kleine! sagt Susanne leise.

Was meinst du damit?

\*Plumensener und mustere die

Sei sie sichr weiß, wohin mit sich.

Annika, die nicht weiß, wohin mit sich.

Es heißt, sagt Susanne, in den Rauhnächten sähen junge Mädchen um Mitternacht an einem Kreuzweg ihren künftigen Bräutigam. Er geht schweigend vorüber, doch wenn sie ihn ansprechen oder ihm auch nur nachschauen, bedeutet das ihren Tod. Frau Holle ist grausam gegen das eigene Geschlecht.

Frau Holle? versuche ich zu scherzen; doch sie lacht nicht.

Eigentlich sollten Frauen in diesen Nächten gar nicht alleine hinaus. Vielleicht paßt du auch auf mich ein wenig auf, ja? Wieder liegt ihre Hand auf meinem Arm. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Bevor ich ihr aus Verlegenheit zuprosten kann, hat sie ihr Glas schon geleert. Dann kräht Tim plötzlich los, und Susanne dreht sich nach ihm um.

Ich mag aber keinen Fisch!

Das, was uns wichtig ist, hat sich einfach geändert, sagt Achim im selben Moment. Kathrin hilft Kekke, die leuchtenden Metallsterne auf dem Tischtuch zu ordnen.

Unsere Themen sind jetzt eben Kinder, Beruf, Vorsorge.

Florian nickt. Und das entspricht ja auch unserem Alter.

Natürlich. Wobei aber schon schlimm ist, was eigentlich dahintersteht.

Und was wäre das?

Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Natürlich haben

Schluck von dem eiskalten Champagner und mustern An-nika, die nicht weiß, wohin mit sich.

Es heißt, sagt Susanne, in den Rauh Nächten sähen junge Mädchen um Mitternacht an einem Kreuzweg ihren künftigen Bräutigam. Er geht schweigend vorüber, doch wenn sie ihn ansprechen oder ihm auch nur nachschauen, bedeutet das ihren Tod. Frau Holle ist grausam gegen das eigne Geschlecht.

Frau Holle? versuche ich zu scherzen; doch sie lacht nicht.

Eigentlich sollten Frauen in diesen Nächten gar nicht alleine hinaus. Vielleicht paßt du auch auf mich ein wenig auf, ja? Wieder liegt ihre Hand auf meinem Arm. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Bevor ich ihr aus Verlegenheit zuprosten kann, hat sie ihr Glas schon geleert. Dann kräht Tim plötzlich los, und Susanne dreht sich nach ihm um.

Ich mag aber keinen Fisch!

Das, was uns wichtig ist, hat sich einfach geändert, sagt Achim im selben Moment. Kathrin hilft Kekke, die leuchtenden Metallsterne auf dem Tischtuch zu ordnen.

Unsere Themen sind jetzt eben Kinder, Beruf, Vorsorge.

Florian nickt. Und das entspricht ja auch unserem Alter.

Natürlich. Wobei aber schon schlimm ist, was eigentlich dahintersteht.

Und was wäre das?

Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Natürlich haben

wir es raus, sind sozusagen im Vollbesitz unserer Kräfte.

Aber seien wir doch ehrlich: Vieles ist uns doch längst den Einsatz nicht mehr wert, den zu bringen wir endlich in der Lage wären. Auch wenn klar ist, daß das der Anfang vom Ende ist. Ich glaube, die nächste Generation setzt sich nicht durch, weil sie besser wäre, sondern man hat einfach keine Lust mehr.

Ich hab damit kein Problem. Würde Florian sehen, wie Annika ihn mustert, fiel ihm sein wissendes Grinsen nicht so leicht. Männer in unserem Alter, sagt er, die anders leben, sind doch unglaublich. Man sieht ihnen die nachlassende Kraft an. Schließlich sind wir entwicklungsphysiologisch seit zehntausend Jahren darauf trainiert, die Zeichen des Alters zu erkennen. Man weiß: Das, was der jetzt tut, wird er wahrscheinlich nicht mehr zu Ende bringen können.

Zweierlei Brot wird gebracht, mit Sesam und Mohn, Schälchen mit Kräutercreme, Mineralwassergläser werden vollgeschenkt, Bestellungen aufgenommen, eine junge Be-dienung, die blonden Haare straff zurückgekämmt und zu einem Knoten gebunden, beugt sich zu Tim hinab, und nickt dann Achim zu, der ihr erläutert, was sein Sohn essen möchte. Ich kann nicht anders, als Florian noch immer anzusehen. Wie groß doch mein Verständnis für Verzweiflung inzwischen ist, für die beiden bitteren Falten um seinen Mund, die verkniifenen Lippen, all das. Male, heißt es bei irgendeinem Philosophen, geschlagen von der Wahrheit selbst. Keine Ahnung, was das mit Wahrheit zu tun haben soll. Doch je älter ich werde, um so mehr mache

ich meinen Frieden da do gesendass das die vom Leben verwundet werden. Die langen bunten Reihen der Ratgeber in den Buchhandlungen. Kathrin reißt eines der Brötchen entzwei, nimmt das kleine Buttermesser vom Tel. lerchen zu ihrer Linken und bestreicht eine Hälfte mit Creme, legt es ab, reibt die Finger aneinander, Krümel fallen auf den Tisch, trinkt einen Schluck Wasser, nimmt die Brötchenhälften wieder auf, und sorgsam bemüht, ihren Lippenstift nicht zu verschmieren, beißt sie ab. Der Wein, den Achim ausgewählt hat, wird gebracht, ein Pouilly.

Fumé von der Loire, Achim probiert, nickt dem Sommelier zu, und wir stoßen wieder an. Die Blonde notiert meine Bestellung, die Gänseleber und den Seeteufel, und ich sehe, daß auch Annika ihre Speisekarte zurückreicht und dabei den Kellner schüchtern anlächelt.

Das zwiespältige Gefühl, eine schöne Tochter zu ha-ben. Nähe, wie man sie gegenüber keiner anderen Frau empfindet, so, als hätte man tatsächlich Anteil an dieser Gestalt. Und man weiß zugleich: Nie mehr wird dir ein solcher Körper so nah kommen. Sie umarmt dich und wünscht dir mit tapsenden nackten Schritten eine gute Nacht. Und du versuchst, so zu tun, als wärest du noch Teil ihrer Welt. Hoffst, daß es möglichst lange dauert.

Gibst du mir noch etwas Wein, ja?

Susanne hält mir ihr Glas hin, ich nehme die Flasche aus dem Kühler und schenke ihr nach. Im selben Moment kommen Julian und seine Mutter herein. Annika, die mit dem Rücken zum Eingang sitzt, bemerkt sie nicht, und

ich zögere es noch ein wenig hinaus, sie darauf aufmerksam zu machen, nehme statt dessen mein Glas und proste ihr zu; sie lächelt. Das erste Mal an diesem Abend, denke ich.

Julian trägt ein Nadelstreifenjackett zur Jeans. Die offenen Manschetten seines weißen Hemdes fallen über die Hand-knöchel. Das Kleid seiner Mutter ist schulterfrei, ein cremefarbener Stoff, um den Hals mit einem weißen Lackband geschlossen. Sie macht einen Schritt in der Raum hinein, der ungeduldig wirkt, doch da ist auch schon der Wirt bei ihr, um sie zu begrüßen, die bekannte Physiognomie mit dem harten Trommelbauch, der über die Hose ragt, und dem Fischmund über dem halslosen Kopf. Küßchen auf beide Wangen. Julian wartet, wohlgezogen, einen Schritt hinter seiner Mutter. Ein kurzer Wink, und ein Kellner führt die beiden zu einem Tisch am Rande des Saals, direkt am Panoramafenster über dem Meer. Wie jung sie ist, denke ich, Mitte Dreißig vielleicht. Beobachte, daß der Sohn es sich nicht nehmen läßt, ihren Stuhl zurechtzurücken, als sie sich setzt.

Drei Kellner reichen von allen Seiten auf ein Kopfnicken kleine Teller in unsere Runde. Der Gruß aus der Küche: ein winziger Kartoffelpuffer mit einem Klecks rotem Kaviar.

Julian ist da, sage ich möglichst beiläufig zu Annika, während ich das Amuse-Gueule mit einem Bissen verspei-se. Sofort sieht sie sich um, und, als sie ihn entdeckt, sofort wieder weg; kann sich aber ein Lächeln nicht verkneifen.

Wollen wir uns bei ihnen für den Tisch bedanken?

Sie nickt aufgeregt.

Das solltest du aber vorher schon essen, das ist lecker.

Der Kartoffelpuffer verschwindet in ihrem Mund.

Das Glücksgefühl, das ich empfinde, während sie mich anlacht, ist ein geliehenes. Und wenn schon, denke ich, während wir hinübergehen.

Wir haben uns gerade zwischen den Tischen bis zum Mittelgang durchgeschlängelt, als sich plötzlich eine zunächst noch unbestimmte Aufregung vom Eingang her bemerkbar macht.

Blicke gehen zur Theke, Kellner mit vollen Tellern bleiben stehen und schauen, Gespräche verstummen; und dann entdecken auch wir Mine und Maiken. Johlend unterstützt von drei vielleicht siebzehn-, achtzehnjährigen Jungs mit Basecaps, Doggy Pants und weißen Sneakers, tanzen die beiden den Mittelgang entlang, scharren dabei mit ihren weißen Cowboystiefeln und hopsen auf dem Parkett herum wie Füllen auf einer Weide, weniger singend als wiehernd und blökend, die Schminke in ihren Gesichtern zwischenzeitlich wohl mehrmals erneuert und wieder verschmiert, ihre Züge fast unkenntlich darunter, nur das Weiße in ihren Augen blitzt grell hervor, und ihre Münder prangen rot und feucht darin.

Annika ist wie gebannt. Ich kann den Widerwillen in ihrem Gesicht sehen, und doch ist es ihr unmöglich, weiterzugehen, während Mine und Maiken immer näher-kommen, dabei ihre pinkfarbenen Schminktäschchen schütteln, die inzwischen schwer sind und klirren vor Münzen, und ihre Sprüche aufsagen. Doch hier, im Sansi

120

bar, bekommen sie nichts dafür, an den Tischen spricht man weiter, als sähe man sie gar nicht, nur Annika starrt sie so lange unverwandt an, bis sie schließlich vor uns stehen, sehr betrunken, wie man aus der Nähe merkt. Ein Kellner macht Anstalten, eine der beiden an der Schulter wegzu-schieben, doch Mine oder Maiken entzieht sich mit einer matten Drehung seiner Hand und fiele hin, wenn ich sie nicht hielte. Sofort schmiegt sie sich in meinen Arm, rum-mel rummel ruttje, gurr sie, das Lachen schüttelt matt ihren Körper unter der goldenen Tunika, giff mi noch een Futtje. Vorsichtig entwinde ich mich ihrem Griff. Ey! beschwert die Betrunkene sich empört, und da gibt Annika sich mit versteinelter Miene endlich einen Ruck und beeilt sich, wegzukommen, hin zu dem riesigen Fenster über dem Meer.

Julians Mutter steht auf und begrüßt Annika ausnehmend herzlich, ich bedanke mich noch einmal für die Hilfe bei der Reservierung und nicke Julian zu, der gerade telefoniert.

Annika setzt sich zu ihm, und er beendet das Gespräch. Die Horizontlinie, etwas unterhalb der Brü-stung, ist ein schmaler, nur wenig hellerer Bereich zwischen dem nachtschwarzen Meer und dem verhangenen Him-mel, aus dem nun alle Farbe gewichen ist. Aufmerksam sieht Julians Mutter zu, wie zwei der Kellner Mine und Maiken hinausweisen.

So was wie Halloween, sage ich.

Rummelpottlaufen, erwidert sie. Das gibt es überall hier im Norden. Eigentlich sollten sie eine alte Dose

dabeihaben oder einen Topf, mit einer Schweinsblase verschlossen, die ein Loch hat, und einen Stock für die ent. sprechenden Geräusche. Und eigentlich sollten sie Süßigkeiten bekommen.

Ich weiß. Ich war als Kind oft auf Sylt.

Ach ja?

Ja.

Ich glaube, Ihr Essen kommt, sagt sie nach einem langen schweigsamen Moment, und tatsächlich wird unser Tisch gerade bedient. Ich sehe, wie Kekke sich nach uns umsieht; jetzt winkt sie herüber.

Dann werde ich meine Tochter Ihrem Sohn mal wieder entführen.

Helen nickt und setzt sich lächelnd wieder, während Annika, mit Julian weiterredend, nur widerwillig aufsteht.

Kurz geht mein Blick hinaus aufs Meer. Die Schweißsäume der Gischt gleiten ohne Pause auf dem nackten Wasser her-an, dessen schwarze ölige Haut sich hin und her wirft, als erwartete es noch viel von der Nacht. Auch als ich längst wieder an unserem Tisch sitze, geht mir dieses Dunkel nicht aus dem Sinn, und es dauert lange, bis ich dem Gespräch wieder folgen kann. Erst beim Hauptgang, Annika hat sich nur Gemüse und Kartoffeln bestellt und Tim eine panierte Scholle mit Pommes und Ketchup, begreife ich wieder, worüber gesprochen wird, wenn mir auch der Anlaß, der Kathrin sich plötzlich so ereifern läßt, entgangen ist.

Natürlich gibt es Gott! redet sie auf Susanne ein. Es

muß doch einen Sinn für all das geben. Ich bin doch genau dort hingestellt worden, wo ich bin.

Ich wundere mich. Ging es eben nicht noch um die Krankenhausgeschichten der beiden Kolleginnen? Und die Kranken? mische ich mich ein. Hat man auch die dort hin-gestellt, wo sie sind?

Ja, die Kranken natürlich auch. Kathrin sieht sich überrascht nach mir um, und zum ersten Mal bemerke ich die maushafte Witterung, die um ihre Nase steht. Sie hat Haare auf der Oberlippe. Und wie sie beim Sprechen den Mund spitzt. Meint ihr denn, fragt sie in die Runde, es ist Zufall, daß es so schöne Menschen wie Cate Blanchett gibt?

Cate Blanchett? wiederhole ich fragend. Ich verstehe nicht.

Ja, Cate Blanchett. So einen Menschen gibt es doch nicht einfach.

Keine Ahnung, warum mir gerade da eine Geschichte wieder einfällt, die ich neulich irgendwo gelesen habe, und die im Grunde jener anderen von den Mäusen und Katzen gleicht, die ich ebenfalls nicht vergessen kann. Die Larve eines bestimmten Wurms im Pazifik, beginne ich, infiziert eine bestimmte Fischart.

O Peter! Nicht beim Essen, versucht Susanne mich zu unterbrechen, doch ich erzähle weiter.

Ich weiß nicht mehr, wie der Fisch heißt, aber jedenfalls vergißt er infolge der Infektion plötzlich seine angeborene Vorsicht und beginnt wilde Kapriolen an der Meeresoberfläche aufzuführen. Dabei bemerken ihn dann

bestimmte Raubvögel, die so im Durchschnitt etwa drei-Bigmal mehr infizierte als gesunde Fische fressen. Und das sollen sie ja auch. Denn dieser Wurm benötigt in seinem Lebenszyklus drei verschiedene Wirte. Im Darm der Vögel bildet er seine Eier, die diese Vögel dann in den Salzsümpfen an der kalifornischen Pazifikküste ausscheiden. Dort frißt sie eine Schnecke. In ihr entwickeln die Eier sich zu Larven, die dann wiederum den Fisch infizieren. Und indem sie ihn manipulieren - aber was denn? seine Phantasia? sein Lustzentrum? -, kehren sie schließlich mit ihm wieder zurück in einen Vogeldarm. Und was soll das? fragt Kathrin angewidert.

Wir sprachen doch gerade darüber, wo unser Platz ist, oder? Es geht ja ständig um Menschlichkeit. Und ich frage nur: Was macht den Menschen denn aus? Sein Mut? Das Gedächtnis? Seine Grausamkeit? Die Liebe?

Florian schüttelt den Kopf. Den Menschen, formuliert er so bedächtig, als wollte er, daß man ihm dabei zu-sieht, den Menschen zeichnet im Kern seine Bedürftigkeit aus. Schon in der Antike wußte man das. Der Mensch kommt bedürftiger als alle andere Tiere auf diese Welt. Ja, stimmt Kathrin zu. Bedürftig nach Gnade.

Ich weiß nicht, schüttele ich den Kopf. Neulich hab ich auf Spiegel Online gelesen, daß man nach dem Absturz der Columbia, dieses Space Shuttles, ihr wißt schon, in den Trümmern einen Behälter wiederfand, in dem man irgendwelche Fadenwürmer ins All geschickt hatte. Man ließ das Ding zunächst wochenlang ununtersucht, weil man darin

nichts anderes als eine geschmolzene Masse vermutete. Als man aber den Behälter schließlich öffnete, fanden sich Hunderte lebender Würmer darin, und zwar, weil diese Spezies eine Lebenserwartung von nur sieben bis zehn Tagen hat, bereits die vierte oder fünfte Generation.

Was soll das schon wieder? Susanne schwenkt ihr Weinglas so energisch, daß ich überlege, ob sie betrunken ist.

Daß diese Wesen nicht totzukriegen sind, widert mich an. Kathrin streicht sich mit der Hand über die weiche Haut ihres Halses; mustert dann die dunklen Adern auf dem Handrücken.

Unsere Bedürftigkeit, murmelt sie, dann verstummt sie.

Ich nicke und beobachte hinter ihr den Tisch über dem Meer. Daß Julian aufsteht und seine Mutter wie zum Abschied küßt. Oder küßt sie ihn? Ich muß meine Tochter beschützen, schießt es mir durch den Kopf. Achim erklärt langatmig irgend etwas, aber ich höre nicht zu. Annika ist mit dem Essen fertig und steht auf. Ich folge ihr mit den Augen. Julian ist, was sie nicht bemerkt hat, inzwischen an der Bar. Sie spricht mit der Mutter. Sie lachen über etwas, dann geht auch Annika hinüber zur Bar. Wie mutig sie ist!

Ich sehe, wie Julian sie seinen Freunden vorstellt. Ein Halbkreis um das Mädchen.

Und bist du allein seitdem? Seit Ines? Susannes leise

Stimme holt mich aus meinen Gedanken.

Ja, sage ich, nachdem ich kurz nachdenken mußte, was sie gefragt hat. Irgendwie, sage ich, hat es nie mehr

funktioniert. Und dann gibt es ja auch Annika, das ist nicht so einfach.

Das ist eine Ausrede. Susanne hat den Kopf, mir zuge-wandt, auf den Ellbogen gestützt und sieht mich ein wenig von unten herauf an.

Ja. Nein. Ich weiß nicht. So war es jedenfalls leichter, Wirklich? Leichter? Man spürt die Mühe, die sie sich gibt, klar zu artikulieren. Ich betrachte ihr Gesicht, als hielte sie es mir hin, und versuche mich an die zu erinnern, die sie war. Wie schade, denke ich, daß man sich so sehr nach Zukunft sehnt, wenn man seine größten Momente von Zukunft gerade erlebt. Ich gieße uns Wein nach und versuche mich zu erinnern, die wievielte Flasche das ist, erinnere mich aber nur an die immer gleiche Geste des Kellners, der den Korken sanft heraushebelt und daran riecht. Das Klirren der Flasche in frischem Eis. Wir trinken. Die Gläser beschlagen. Es muß sehr heiß sein hier drinnen. Susanne lächelt mir zu, und für einen Augenblick verschwindet die Zeit. Etwas von dem, was man an jemandem mochte, bleibt für immer, egal, wie fremd man sich inzwischen auch sein mag. Man weiß schließlich, wie fremd man selbst sich geworden ist. Kekke und Tim haben ihre Stühle zueinan-dergerückt und spielen über Annikas leeren Platz hinweg Karten. Ein Quartett mit Fischen. Das Mädchen

hat alle Spangen aus ihren Haaren genommen und auf dem Tisch vor sich aufgereiht. Zwei mit identischen Meerjungfrauen, drei mit verschiedenen großen Maikäfern und eine mit einem riesigen rosa Diamanten. Nie hätte man erwartet, mit de-

nen alt zu werden, mit denen man aufwuchs, und nun geschieht genau das, und man ist in einem Geflingnis, an dem am seltsamsten ist, daß man es lange Zeit überhaupt nicht wahrgenommen hat.

Komm, wir gehen hinaus!

Susanne hat das Weinglas abgestellt. Sie steht auf, und ihre Hand streicht dabei wie muskellos über meinen Arm. Achim, der sich mit Florian unterhält, schaut sich überrascht nach ihr um, sie winkt beruhigend ab. Ich schiebe unsere beiden Stühle an den Tisch und folge ihr.

Der kalte Wind reißt mir den Rausch von den Augen.

Wir stehen an der Brüstung und lassen uns von den wütenden Böen, die uns erfassen und wieder lassen, den Atem rauben. Der Himmel ist so schwarz wie das Meer, nur die Brandungsgischt schäumt weiß im Licht, das durch die großen Fenster fällt. Susanne klammert sich zitternd vor Kalte an mich, ein Ärmel ihrer Bluse schlägt flappend im Wind, den anderen Arm schlingt sie um meine Hüfte. Sie lacht, ihr Mund dicht an meiner Wange, ich spüre ihr La-chen, es ist warm. Eine Holzterappe führt die zehn Meter, die das Sansibar das Meer überragt, hinab zum Strand, LED-Strahler in den Teakbohlen beleuchten die Stufen.

Auf dem gespenstisch glimmenden Sand erkennt man die dunklen Umrisse nächtlicher Gestalten, Paare meist, auch kleine Gruppen, die langsam vorüberstapfen, manche nach Norden, andere südlich in Richtung Hörnum.

Gehen wir hinunter?

Susanne schüttelt den Kopf und zieht mich in eine

Ecke der Brüstung, die etwas windgeschützt ist und uns vor Blicken aus dem Saal verbirgt. Sie bemerkt mein Zigem und mustert mich. Ich muß sie nicht ansehen, um zu wissen, wie sie schaut, so lange kenne ich sie; die Erinnerung fühlt sich an wie Versöhnung. Als ob ihr Mund leuchtete, reckt sie ihn mir entgegen, ich ziehe sie fest an mich, und sie biegt sich in meine Arme. Sie zittert von Kopf bis Fuß, Sie sperrt wie ein Vogel. Ihre Zähne schlagen gegen meine Lippen. Der Wind vom Meer fängt sich in unseren Mündern, bevor der Kuß sie verschließt. Wir küssen uns so gierig, als holten wir nach, was vor Jahrzehnten hätte geschehen sol. len. Erinnerungen an ihren Geruch kommen zurück, an eine zufällige Berührung, an ihr Lachen und den Glanz ihrer Haut; ich vergrabe mein Gesicht in ihrer Halskuhle, sie hält meinen Nacken, meine Hand streichelt über ihren Hintern und fährt ihr in die Bluse. Sie reißt ihren Mund aus unserem Kuß und sieht mich an. Es kommt mir vor, als erspähte ich in ihren Pupillen mein altes Gesicht. Suse, flüstere ich, doch sie legt mir die Fingerkuppen einer Hand auf den Mund und öffnet zuvorkommend die Schenkel.

Papa? ruft es gegen den Wind.

Ich schließe die Augen. Spüre, wie Susanne den Atem anhält. Der Griff zwischen meinen Beinen erstarrt. Vorsichtig zieht ihre Hand sich zurück. Unsere Münder schließen sich gleichzeitig, dann drehen wir uns um. Locker liegt ihr Arm um meine Taille.

Ich wollte dich was fragen, Papa. Annikas ausdruckslose Miene. Julian einen halben Schritt hinter ihr.

Ja? Was denn?

Feuerwerk ist auf Sylt ja verboten, wegen Brandgefahr und so, und das heißt, wir dürfen unsere Raketen gar nicht abschießen.

Das wußte ich nicht.

Ist aber so. Deshalb wird hier auch um zwölf nichts los sein. Aber in Westerland gibt es ein Feuerwerk. Ich würde da gern nachher mit Julian und seinen Freunden hinfahren.

Auf der Promenade ist Party, ergänzt er. Und auch am Strand. Das ist immer super.

Annika sieht mich bittend an. An Silvester sind da alle.

Ich bringe Annika natürlich wieder nach Hause.

Tut mir leid, aber das kommt überhaupt nicht in Frage. Dafür ist Annika viel zu jung.

Papa!

Nein, Annika, das geht wirklich nicht. Ich will gerade ansetzen, es ihr zu erklären, da beginnt sie zu weinen und immer heftiger zu schluchzen. Gern würde ich sie jetzt in den Arm nehmen, aber das geht nicht, und so stehe ich einfach da, und sie steht auch einfach da, steht zwischen mir und Julian und weint, mit den geschlossenen Augen und den hängenden Armen eines Kindes, den Mund verzerrt wie ein Clown. Ich weiß nicht, wie lange wir so daste-hen. Irgendwann wendet Susanne sich ab, beugt sich über die Brüstung und fängt an zu würgen, gelbrosa suppt es auf die Bohlen und hinab ins Dunkel, viel Unverdautes darin.

Annika schlägt die Hände vors Gesicht und kauft zurickin den Saal.

Hat bitte jemand ein Taschentuch für mich? Susanne richtet sich matt wieder auf.

Während ich noch mein Jackett durchsuche, zieht Julian schon ein Stofftaschentuch aus seiner Hose und hält es ihr hin. Unbenutzt und zu einem schlanken Rechteck gefaltet, leuchtet es einen Moment lang weiß in der Nacht, Danke.

Sie dreht sich weg und wischt sich das Gesicht ab. Ich kümmere mich um Annika, sagt sie dann tonlos und geht ihr nach, ohne den Blick zu heben.

Ich beobachte, wie sie vorsichtig die hohe Glastür zum Saal hinter sich schließt, dann lehne ich mich, ein Stück entfernt von der rosa Pfütze, deren Geruch der Wind mit sich fortnimmt, an die Brüstung. Jedes Gefühl für die Kälte hat sich verloren. Das muß der Alkohol sein, denke ich, und: Ich sollte auch hineingehen und versuchen, mit Annika zu sprechen. Weit draußen, dort, wo das Auge den Horizont mehr erfindet denn erspät, kreuzt ein Tanker unser Gesichtsfeld in Richtung Süden. Ich sehe zu, wie er langsam verschwindet.

Annika, sagt Julian hinter mir irgendwann. Sie haben. eine tolle Tochter.

Ich hatte ganz vergessen, daß er noch da ist. Fehlt nur, daß er hinzusetze: alter Mann. Ich hätte jetzt sehr gern ein Glas Wein. Weiß nicht, warum ich mich überhaupt zu ihm umdrehe.

130

Das Besondere an uns Menschen ist ja, sage ich, daß wir zwei Vererbungssysteme besitzen, ein chemisches und ein kulturelles. Keine Ahnung, warum mir das gerade ein-fällt. Wie jung er ist. Wein wäre gut. Ich darf nicht verges-sen, daß ich betrunken bin. Das chemische System besteht aus DNS-Fadenmolekülen und bestimmt, was wir sein können, das kulturelle System aus der Zwiesprache zwischen den Generationen. Es ist dafür verantwortlich, was wir tatsächlich werden. In der Natur ist es ohne Beispiel.



Ihm verdanken wir - ich überlege, was jetzt zu nennen wäre, doch irgendwie fühle ich mich für Aufzählungen zu müde -: alles.

Ich verstehe genau, was Sie meinen.

Wirklich? Das beruhigt mich. Gerade, weil Annika dich ja offenbar auch toll findet.

Verzeihung: Weil Annika

Sie toll findet.

Kein Problem.

Um so besser. Weißt du, die Genauigkeit, mit der diese zwei Vererbungssysteme funktionieren, ist zwar hoch, aber nicht absolut. Übermittlungsfehler im chemischen System nennt man Mutationen, sie verändern unseren Körper. Übermittlungsfehler im kulturellen System verändern unser Denken und Verhalten. Sie schützen uns vor Erstarrung. Verstehst du?

Absolut. Er nickt ernsthaft und tritt einen Schritt auf mich zu. Deshalb bin ich auch der Ansicht, es ist gar nicht so schlimm, daß es Ihr spezielles Modell von Kultur nicht mehr lange geben wird. Die Bücher, meine ich.

Er wendet sich zurück und flutet erneut durch

Kopf vertrieben hat, konzentriert ihn angesehener durch mein Blut. Ich versuche ihn ruhig anzusehen und zu fragen, was er damit meine, aber er ist schneller.

Sie verkaufen doch Bücher? Annika hat es mir erzählt,

So als Vertreter.

Ich nicke wortlos und gehe ein paar Schritte die Balustrade entlang, als hielte ich nach einem Schiff Ausschau, und starre in die Dunkelheit, aus der salzkalter Wind und das dumpfe Grollen der anbrandenden Wellen zu uns her aufweht. Ich muß den Blick vom Meer losreißen und mich ganz ihm zuwenden, damit er versteht, was ich sage: Gehst du eigentlich auf eine Waldorfschule?

Ich verstehe nicht.

Irgendwie dachte ich immer, Waldorfschüler mögen

Bücher. Papier, Wachsmalstifte, Eurythmie.

Ich beuge mich wieder über die Brüstung und lasse mein Gesicht im Tosen der Meernacht verschwinden. Als ob es um Bücher ginge. Es geht darum, daß wir uns Dinge vorstellen können, die es nicht gibt, und uns an Dinge erinnern, die waren, und daß wir im Gegensatz zu allen anderen Wesen einsam sind. Daß wir mit anderen mitfühlen, obwohl wir alleine sind. Keinen Menschen gibt es zu wenig, nicht einen Gedanken, ein Blick, ein Gefühl gibt es zu viel für die Liebe, die uns fehlt. Wie man diese Leere nur aushalten soll, wenn man stirbt? Wie macht man das?

Wie macht man was?

Ihn hatte ich ganz vergessen. Habe ich ihn denn ge-

fragt: Bin mir nicht bewußt, laut geworden zu sein, doch egal. Ich schüttle den Kopf, gehe zu den großen Fenstern hinüber und starre in den Saal hinein. Schlieren aus Salz, das der feuchte Wind am Glas abstreift, überziehen die Scheiben und legen einen Nebel über alles dort drinnen, der macht, daß die Frauen so schön sind, wie es ihnen möglich ist. Das Licht ist gut zu allen. Dennoch muß ich mich überwinden, wieder hineinzugehen, aber dann gebe ich mir einen Ruck und ziehe, ohne den Jungen weiter zu beachten, die hohen Türflügel auf und tauche in den Lärm der Silvesterfeier hinein. Lachen, Geklapper, verbrauchte feuchte Luft empfängt mich. Ich weiß gar nicht, wie spät es ist.

Kurz nach zehn, sagt Kathrin und rückt zur Seite, als ich mich setze. Achim und Florian unterhalten sich an-geregt, Kekke liest, zusammengesunken, das Buch auf den Knien, und läßt sich auch vom Kellner nicht unterbrechen, der den Nachtsch bringet. Vor ihr, auf dem weitgehend abgeräumten Tisch, das Wendy-Pferd mit dem blonden langen Schweif und der gelockten Mähne. Und wo ist Annika? Susanne hat den Platz gewechselt und sitzt nun möglichst weit von mir entfernt, Tim auf ihrem Schoß, der unendlich müde aussieht. Endlich Wein. Ich leere ein ganzes Glas in kleinen Schlucken. Ich frage Susanne, ob es ihr wieder bessergeht. Sie zuckt die Achseln, ohne mich an-zusehen. Kann ich das bitte haben? quengelt Tim matt und deutet auf Annikas Teller.

Nein, sau mir herüber. Dann fragt sie Tim, ob er erar Creme Bralade zu mir herdber. Dann Fragt sie Tim, ob er in seinem alten Buggy schlafen wolle, den sie extra dafür mit gebracht hitten, Papa könne ihn aus dem Auto holen: aber Tim will nicht. Ich wünsche mir sehr, daß sie mich endlich ansicht, aber sie tut es nicht.

Demokratie? ereifert sich Florian. Die Idee von Gleichheit ist doch völlig korrumpiert! Und weißt du auch wodurch? Durch die Gleichheit des Supermarkts: Am be. rühmten Point of Sale liegen alle Kekssorten friedlich ne. beneinander, wie von Habermas geträumt. Das ist heute Gleichheit.

Achim schüttelte schwer den Kopf. Nein, sagt er lang-sam. Seine Lider schieben sich immer wieder über die Aug-Apfel. Das Problem ist die Freiheit, Die Demokratie löst sich auf durch immer größere Freiheit. Er macht eine Pause und trinkt mit weit offenem Mund, das Glas in der Hand wie einen großen Apfel. Die Eltern lassen ihre Kinder einfach gewähren, und die Kinder wollen wie ihre Eltern sein und sich nichts mehr sagen lassen, und die Lehrer - er sucht nach Worten, und die Hand, die nicht das Glas halt, pendelt dabei über den Tisch -, die Lehrer zit-tern, zittern vor ihren Schülern und suchen sich ihnen gefällig zu machen, indem sie ihre Albernheiten und Ungehörigkeiten übersehen oder selbst daran teilnehmen, damit es ja nicht so aussieht, als ob sie Spielverderber wären oder auf Autoritilt versessen. Wieder hält er inne, und die Lider rutschen herab. Auf diese Weise aber, murmelt er mit

geschlossenen Augen, werden die Seelen der Jungen mür-be. Er schluckt und trinkt, ohne die Augen zu öffnen. Am Ende verachten sie alle Regeln, weil sie niemand und nichts mehr anerkennen.

Exakt! stößt Florian eifrig hervor. Und Schuld daran ist unsere Gleichgültigkeit. Doch gleich sind nur die Waren, weil es gleichgültig ist, gleich gültig, verstehst du, welche du wählst, denn solange andere anders wählen, ist Profit für viele möglich. Aber diese Art von Freiheit hat mit Demokratie nichts zu tun. Bei den Griechen stand jeder mit seinem Leben für seine Meinung ein, verstehst du? Immer den eigenen Worten hinterher, hat Florian sich weit zu Achim vorgebeugt, der ihn dennoch nicht mehr hört. Das Kinn sackt ihm auf die Brust. Annika kommt an den Tisch und weiß nicht, wohin sie soll, weil Susanne jetzt auf ihrem Platz sitzt. Ich deute auf ihren Nachtsch, und sie kommt wortlos an meine Seite.

Quatsch, sage ich zu Florian. Die westlichen Demokratien entstanden in einer Welt, die weder Massenkommunikation noch die Auflösung nationalstaatlicher Souveränität im Zuge der Globalisierung kannte. Beiden sind sie nicht gewachsen.

Florian schüttelt nur den Kopf, und dann ist es lange still an unserem Tisch, bis Annika, ohne von ihrer Crème Brûlée aufzuschauen, und während unsere Blicke ruhelos durch den Saal

wandern, auf der Suche nach etwas, von dem wir nichts wissen, und wir weiter dabei trinken,

schließlich leise sagt, daß sie übrigens Hockey schon vor Monaten aufgegeben habe.

Ich begreife zunächst nicht, was sie meint, frage nach, und sie wiederholt den Satz.

Ich hab Hockey vor ein paar Monaten aufgegeben.

Und warum weiß ich davon nichts?

Sie zuckt mit den Achseln und ißt weiter, ohne mich anzusehen. Und überhaupt: Zum Halbjahr werde ich die Schule wechseln.

Wie bitte? Was soll das denn?

Ich gehe auf die Neue Schule Hamburg, das ist eine Privatschule. Mama war mit mir da, es ist eine Villa mit einem Park. Da kann man selber entscheiden, was man lernen will.

Das ist ein Witz, schießt es mir durch den Kopf.

Habe ich mich nicht gerade eben erst über Julian lustig gemacht, den Waldorfschüler? Drei Jahre Latein umsonst.

Das meinst du nicht ernst, sage ich.

Sie reagiert nicht.

Und warum?

Da gibt es keine Noten und auch keine Klassen. Mama sagt, dann ist der Druck für mich nicht so groß. Die Schule hilft mir herauszufinden, was ich wirklich machen möchte.

Aber der Druck ist doch gar nicht zu groß für dich.

Deine Noten sind doch gut.

Sie zuckt wieder die Achseln und löffelt weiter, blind, oder auch gerade nicht blind für die Wut, die ich spüre und

die ich nur zu gut kenne, die Wut meiner Hilflosigkeit.

Mir ist es nun mal nicht gestattet, für Annika Pläne zu ma-chen, es sei denn auf Widerruf, wie eben jetzt, wie immer, wie ein Artist, der, ohne den Blick von der Stange zu neh-men, immer wieder von neuem die Balance sucht, die das lachende Mädchen hoch oben über ihm vor dem Sturz bewahrt. Doch irgendwie will mir das diesmal einfach nicht gelingen.

Warum sagst du mir das erst jetzt? frage ich viel zu laut. Und was ist mit deiner Mutter? So was muß sie doch mit mir besprechen! Du kannst mich doch nicht die ganze Zeit anlügen!

Alle am Tisch sehen mich überrascht an, doch Annika zieht unverdrossen mit ihrem langstieligen Löffel Bahnen durch die zähflüssige braune Karamellsoße auf ihrem mittlerweile leeren Teller.

Sieh mich an, wenn ich mit dir rede! Ich weiß, daß ich jetzt schreie. Trotzdem schreie ich weiter: Ich hab dich was gefragt!

Endlich legt sie den Löffel weg. Sagt aber nichts. Und sieht mich noch immer nicht an. Aber irgendwann zuckt ihr Kopf hoch. Ich muß ihrem Blick nicht folgen, um zu wissen, wohin sie schaut; statt mir zu antworten, sieht sie zu Julian hinüber. Ich spüre, wie mein Herz pocht und wie alles in mir durcheinanderwirbelt und daß ich das alles nicht langer ertrage, es kommt mir so vor, als säße die, die all dies tut, in Annika drin und zerstörte so alles, immer wieder, auch jetzt wieder, in dieser Stille, in der man keinen

in dem großen Saal geworden ist, la

stichlich völlig star tue cewesen sein. Es tut mien ise. loh muß wirklich sehr laut gewesen sein. Es tut mir leid, und ich will etwas sagen, doch da beginnt Annika plótlich zu lichein, aber nicht zu mir, sondern zu ihm, zu Julian schickt sie mit gesenktem Kopf ein dünnes Lächeln hin-über, und als ich das sehe, schlage ich zu.

Dabei weiß ich gar nicht, wie das geschieht, aber mei. ne flache Hand trifft ihr Gesicht. Und ihr Teller zersprings klirrend auf dem Boden.

Wie in Zeitlupe faßt Annika sich ins Gesicht, hat plötzlich Blut an den Händen, blutet aus der Nase, sieht mich an, überrascht, fragend, schüttelt langsam den Kopf, und das Blut tropft auf den Boden, steht auf, sieht mich ungläubig an, noch immer, dann aber geht sie, läuft, immer schneller, durch den ganzen Saal, läuft hinaus, und die Blicke aller Gäste folgen ihr, und noch immer ist es mucks-mäuschenstill. Ich kann es nicht glauben. Ein Vater schlägt seine Tochter in aller Öffentlichkeit. Das entsetzte Gesicht Kathrins, Florian neben ihr, Kekke weint; hilflos sehe ich mich um. Da erreicht mich Achims Stimme: Mensch, jetzt geh ihr doch endlich nach! Nun mach schon!

Ja. Ich höre, wie ich das sage. Sehe, wie Susanne entsetzt die Hand vor den Mund schlägt, als wollte sie schrei-en. Dann stolpere ich hinaus.

Die feuchten Bohlen des Balkons, die Treppe hinab, dann plötzlich der Sand. Das Glimmen des hell erleuchteten Saals hoch über mir wölbt sich weit in die feiner-

ten des Stelzenbaus heraus, sticht feuchtkalter Wind durch den dünnen Wollstoff des Anzugs, als gäbe es ihn gar nicht, Ich knöpfe das Jackett zu, zerre das Revers über der Brust zusammen und laufe los, laufe vor bis zum Saum des Mee-res, hier ist der Sand hart, hier geht es sich leichter, laufe weiter, immer dem Schlürfen und Schmatzen der Wellen entlang, ihrem brausenden gurgelnden Atem, der auf den Strand schlägt, den Sand beschlägt wie einen Spiegel, immer seiner Kälte entlang laufe ich, die Ledersohlen rutschen bei jedem Schritt weg in die Kuhlen, die man mit jedem Schritt in den Sand wühlt. Ich habe das Gefühl, kaum voranzukommen, doch als ich mich umsehe, ist das Sansibar schon fast außer Sicht, fast schon verdeckt von den Dünen wie ein gestrandetes Schiff, das hell erleuchtete Heck nur mehr ein dünner warmer Schein, dessen

Konturen sich in der feuchten Luft auflösen.

Kein Mensch außer mir im Dunkeln unterwegs, nach Westerland sind es mindestens zwei Stunden, ich muß mich beeilen, denke ich, und daß ich diesen Strand schon einmal nachts entlanggelaufen bin, ein Stück weiter nörd-lich, bei Klappholtal, und auch nicht allein, sondern mit Mutter. Ich stapfe mechanisch voran im Sand, atme schwer, die kalte Luft sticht in der Lunge, und werde dabei doch die Erinnerung nicht los. Auch damals war mir kalt.

Als ich einschlief in den Dünen, war es noch warm, doch als Mutter mich weckte, mitten in der Nacht, fror ich, das

als wir gingen, stand bei der Glut und winkte, aber Mare als wir gingen, stand bei der Glut und winkte, aber Mane beachtete ihn nicht. Wir gingen barfuß, und sie besie sich, und ich hatte große Mühe, Schritt zu halten, jammer te und sah sie immerzu von der Seite an, stolperte, weg schließlich nahm sie mich bei der Hand und zog mich mehr, als daß ich lief. Ich erinnere mich noch genau as ihr kurzes Haar, an ein blaues Seidentuch mit goldenes Ankern und Tauen und an ein Wolljäckchen, dessen Arme sie immer bis zur Mitte der Unterarme hochschob.

Als sie vor drei Jahren starb, war ich nicht dabei, obwohl es mir möglich gewesen wäre. Wohin sollen wir ziehen? Zieht nach Osten, geht ins Licht. Door kümmt een Schipp ur Holland, dar hett keen goden Wind. Ich bleibe stehen, um Atem zu schöpfen, greife das

Revers mit der anderen Hand und stecke die erstarrte Rechte in die Hosentasche, gehe weiter. Irgendwann steigt eine weiße Leuchtkugel mit wütendem Fauchen aus den Dünen auf, rast über mich hinweg und ender ihren Lauf über dem Schwarz. Mine und Maiken. Wie eine der beiden ihre Hand auf meinen Arm legte. Und wie Susanne ihre Hand auf meinen Arm legte. Vielleicht paßt du auch auf mich ein wenig auf? Wie sie mir zitternd ihren Mund entgegen-reckte. Und noch eine Leuchtkugel und noch eine über mich hinweg, es regner goldenen Glitzer, rote, blaue Licht-balle, untermalt jetzt von Heulern, Böllern, und da, am Strand vor mir, beginnen sich Feuerräder zu drehen.

Ich beeile mich, laufe schneller, auf die Lichter zu, der

140

Sand beginnt zu glimmen, und die Kuhlen der unzähligen Fußabdrücke werfen plötzlich kleine Schatten, die sich im Schein der sprühenden Lichter drehen. Sektflaschen kreisen, Raketen werden aus leeren Flaschen gezündet. Schönes neues Jahr. Annika, denke ich und mustere die feiernden Grüppchen, meist verumumt mit Jacken und Mänteln, Mützen und Schals, Kapuzen tief im Gesicht, Partymusik aus zwei großen Lautsprechertürmen, dazwischen eine Tanzfläche, eine Theke, man trinkt mit meterlangen Strohhalmen aus Plastikeimern, und über einem roten Zelt leuchtet geisterhaft die Bacardi-Fledermaus. Wenn ich versuche, in die Gesichter zu spähen, um irgendwo zwischen all den Halbwüchsigen Annika zu entdecken, sehen die Mädchen weg und die Gruppen schließen sich enger zusammen. Man rempelt mich im Vorübergehen an, ich protestiere, man lacht, dann bin ich auch schon am Rand der Menge, vor mir nur noch eine weißblaue Bude in Form einer riesigen Red-Bull-Dose.

Schwarze Müllsäcke, Betrunkene mit hängenden Hosenböden urinieren ins Dunkel, ich höre das Brummen eines Generators, in dessen Richtung sich ein armdickes Kabel über den Sand schlängelt. Aber wo, stutze ich, geht es denn hinauf zur Strandpromenade? Und wo ist das Hochhaus, das hier gestern noch war? Die Hände in den Taschen, drehe ich mich suchend um, stolpere dabei, verliere fast das Gleichgewicht, begreife: Das ist gar nicht Westerland!

Dann ist es Rantum, denke ich. Im selben Moment trifft mich ein Schlag in die Seite, kein zufälliger Rempler

im Vorübergehen, sondern der gezielte schmerzhafteste Stoß eines Ellbogens, und schon ist die Gruppe Halbwüchsiger vorüber, ich kann nicht erkennen, wer mir den Schlag versetzt hat, doch ohne nachzudenken bin ich sofort hinter ihnen und reiße den Nächstbesten herum. Was ihm ein-falle, schreie ich, ein pubertierendes Aknegesicht mit aufge-gelben Haaren, abwehrend die Hände erhoben. Ich hab dir nichts getan, schreie ich und stoße ihn vor die Brust, daß er rückwärts in den Sand fällt, die Gruppe schließt sich um mich. Ich hab dir nichts getan, der Satz echot in mir, da trifft mich der nächste Schlag, diesmal von hinten in die Nierengegend, daß mir die Luft wegbleibt, und doch muß ich, während ich mich krümme, die Arme vor den Bauch presse, trotz der Schmerzen plötzlich lachen, so laut lachen, wie es geht, weiß nicht warum, alles steht mir mit einem Mal wieder vor Augen, jede Kleinigkeit des vergangenen Tages und aller Tage, seit wir auf der Insel sind, und zum ersten Mal freue ich mich, hier zu sein.

Lach nicht so blöde, du dummes Arschloch!

Doch ich kann nicht aufhören. Während ich zusehe, wie das Aknegesicht aufsteht und sich den nassen Sand von den Kleidern schlägt, muß ich immer noch lachen. Eine Faust trifft mich an der Schulter. Als ich mich abwende, um weiteren Schlägen aus dieser Richtung zu

entgehen, bekomme ich einen Tritt in die Kniekehle und klappe zusammen wie eine Marionette, deren Fäden man kappt.

Dann explodiert ein Fußtritt in meinem Rücken. Vor Schmerz bleibt mir die Luft weg. Mein Gesicht landet im

nassen Sand. Während ich losschreie, sehe ich zugleich die Pose genau vor mir, mit der das Aknege-  
sicht, die Arme wie im Flug aufgespannt, ein Bein hochriß, anzog und dann mit einer Drehung der ganzen schwächlichen Gestalt, den Fuß mit aller Wucht vorschnellen ließ. Und muß an die maugesichtige Kathrin denken und grinsen, obwohl ich doch zugleich schreien muß vor Schmerz. Meint ihr, es ist Zufall, daß es so schöne Menschen gibt wie Cate Blanchett? Ich kann nicht aufhören zu lachen. So ein Un-sinn, denke ich, der Mensch selbst ist das Wunder. Unglaublich der Gedanke, etwas an Annikas Gestalt verdanke sich mir. Ich sehe, wie sie die Augen schließt, sehe ihre Augenbrauen und Wimpern, jedes Haar, und rieche ihre Haut.

Endlich kann ich ihr das Blut wegwischen. Und dann lacht auch sie. Sie sieht mich an und lacht, und wir lachen zu-sammen, und dann trifft mich ein Schlag am Kopf, und es ist, als holte mich das Schwarz des öligen Meeres ein. Gurgelnd beginnt es über mich hinwegzustrudeln und steht mir, unendlich nah jetzt, schon zwischen den Lidern und den Augäpfeln und im Mund und zwischen mir und der Luft, die es nicht gibt, und ich beginne zu würgen und zu schreien, und das Letzte, an das ich mich erinnere, ist der Engel, der sich über mich beugt in seinem goldenen Gewand, und sein Glitzern erhellt das Dunkel, und ich muß nicht mehr schreien, und dann beugt ein zweiter Engel sich über mich, und die beiden gleichen einander aufs Haar.

Der tackernde Dieselmotor des Taxis, das hinter meines Rücken wender und in die Auffahrt einbiege, wird kien und verstummt, während ich noch immer zögere, aufzuschließen und hineinzugehen. Noch in der Nacht rief ich Susanne an. Ich sei im Krankenhaus. Sie fragte nicht, was geschehen ist. Es müsse niemand kommen, sagte ich, ob wohl sie mir das gar nicht anbot. Alles in Ordnung, sagte ich in ihr Schweigen hinein. Jetzt ist es Nachmittag und im Haus so still, daß ich mir überlege, ob sie mit ihrer Familie wohl einfach abgereist ist. Aber dann höre ich das Klappen einer Tastatur und finde Achim im Wohnzimmer auf dem Sofa, Ordner und Schnellhefter um sich verteilt und auf den Knien ein aufgeklapptes Laptop. Schönes neues Jahr! wünscht er mir, ohne vom Bildschirm aufzuschauen.

Ich versuche ein Lächeln; von jedem der fünf Stiche, mit denen man die Platzwunde auf dem linken Jochbein genäht hat, bohrt sich die Pfahlwurzel eines hellen Schmerzes in die Tiefe meines Schädels. Ja, dir auch. Ist

Annika da?

Jetzt sieht er mich an, kühl und als wäre das eine unangemessene Frage. Nein, sagt er, Annika ist nicht da. Aber diese Frau hat angerufen, du weißt schon, die uns den Tisch reserviert hat, die Mutter von diesem Jungen. Sie sagte, Annika sei bei ihr.

Ja, sage ich zusammenhanglos und spüre, wie erleichtert ich bin.

Was ist denn passiert? Achim mustert mein Gesicht

mit professionellem Interesse, aber er macht sich nicht die Mühe aufzustehen.

Ach, nichts weiter. Nur ein Zusammenstoß mit Be-trunkenen, wiegele ich ab. Eine Platzwunde.

Und?

Ich war wohl etwas unterkühlt, als man mich fand.

Hab Glück gehabt. Wieder versuche ich ein Lachen, das schmerzt. Die Engel erwähne ich nicht. Frage statt dessen:

Und wo ist Susanne?

Susanne? Susanne ist mit den Kindern im Kino.

Achims Blick wird noch ein wenig abschätziger. Er deutet vor sich auf den Couchtisch. Das ist Annikas Handy. Sie hat es im Lokal liegenlassen.

Danke, sage ich und nehme es an mich. Während ich die Treppe hinaufsteige, höre ich, wie er wieder zu tippen beginnt.

Ich gehe ins Bad und betrachte lange mein Gesicht im Spiegel, bevor ich vorsichtig das Pflaster entferne und die Platzwunde unter dem linken Auge mustere, die noch von bräunlichem Desinfektionsmittel gesäumt ist, schwarz die Fäden im prallroten Fleisch. Die geprellte Rippe macht das Heben der Arme beim Umziehen zu einer schmerzhaften Prozedur. Ich schneide dabei vor Schmerz eine Grimasse, die ich im Spiegel betrachte. Aus dem Hämatom unterhalb der Brust, handgroß, rotblau geschwollen, beginnt das Blut bereits abzusacken, es bilden sich lila-grünliche Ränder in Richtung Nabel. Statt in mein Zimmer gehe ich in das von Annika, setze mich auf ihr Bett und sitze eine

Weile einfach da. Du mußt etwas unternehmen, denk Sie ist dein Kind. Zur Polizei? Zu diesem Julian? Zu dest sollte ich ihre Mutter verstandigen. Annika ise Kind, doch zugleich bin ich ihr Vater, in Familien gs man sich wechselseitig. Ich versuche zunichst, Helen lentin zu erreichen, doch sie nimmt nicht ab. Dann schließe ich, Annikas Mutter noch nicht zu informie Auf dem Nachttisch neben ihrem Bett liegr mein W nachts Geschenk. Sansibar oder der letzte Grund. Bud sind heute meist viel zu leicht, weil die Verlage aufgebla nes Papier verwenden, um sie dicker erscheinen zu lass Dieser blaue Leinenband aber hat noch das richtige G wicht, er öffnet sich wie von selbst, und die Finger gleite widerstandslos über das feine Papier, gerade dünn genu damit man, gegen das Licht, den Umriß des umseitige Textes durchscheinen sieht. So muß es sein, das gibt der Blick Halt. Meine vergehende Welt.

Ich lege das Buch zurück auf den Nachttisch, lese wie der die Widmung auf Annikas iPod, und für einen Mo. ment kommt es mir so vor, als wäre sie auf eine verquere Weise schon in ihr eigenes Erwachsensein verschwunden.

Merke, wie traurig ich darüber bin. Als hätte ich endgültig versäumt, ihr mitzugeben, was ihr zu geben ich mich all die Jahre nicht traute aus Angst, ihr könnte nicht gefallen, was ich liebe. Wie hieß die Band noch mal, die sie hörte, als wir auf die Insel fuhren? Ich klicke mich durch die Track-lists. Die Ärzte, Blur, Goldfrapp, Good Charlotte, Green Day, Linkin Park, The Kills, Nena, Rise Against, She

Wants Revenge, Wir sind teiden, Vor dem Fenster wird es dunkel, der Raum verschwindet, ich versuche noch ein-mal, Julians Mutter anzurufen, und jetzt erreiche ich zumindest die Mailbox. Ich konzentriere mich sehr darauf, bei meiner Bitte um Rückruf ruhig zu klingen. Als ich aufgelegt habe, lasse ich mich nach hinten fallen und schließe die Augen.

Es ist längst dunkel, als ich noch einmal hinunter-gehe, weil ich Hunger bekommen habe.

Achim sitzt noch immer mit dem Laptop auf dem Sofa. Er beachtet mich nicht. Ich gehe in die Küche und mache mir Tee und ein Brot mit Käse. Diese Helen geht nicht ans Telephon, sage ich. Am liebsten würde ich hinfahren.

Achim nimmt den Blick nicht vom Bildschirm.

Am besten gehe ich gleich zur Polizei.

So ein Blödsinn! Weder dieser Junge noch seine Mutter machten auf mich den Eindruck, als müßte man sich Sorgen machen. Ich finde, das muß man sich eher bei dir.

Ich kaue vorsichtig auf dem Schmerz herum. Weiß nicht, was ich erwidern soll. Doch nun, da das Schweigen einmal gebrochen ist, läßt Achim es nicht dabei bewenden.

Warum hast du sie geohrfeigt?

Ich schüttle den Kopf.

Sie hat doch nur gesagt, sie wolle nicht mehr Hockey spielen. Man schlägt doch sein Kind nicht. Erst recht nicht wegen so einer Banalität.

Sie hat gesagt, dass sie zum Halbjahr die Schule wechseln will.

Ich nicke. Der letzte Bissen Brot. Ich schiebe den Teiler von mir weg und trinke den Tee aus. Oft, sage ich, habe ich mir ausgemalt, Ines zusammenzuschlagen für das, was sie mir und Annika angetan hat. Ich weiß nicht, ob du dir das vorstellen kannst. Ob du dir so etwas jemals vorgestellt hast: einen Menschen wirklich zu verletzen. Aber ob man sich damit frei machen könnte. Der Wunsch so brennend, so groß, so unaufschiebbar, einfach alles zu beenden, indem ich ihr das Maul stopfe. Endlich dafür zu sorgen, daß sie aufhört, über mein Leben zu bestimmen.

Das meinst du aber nicht ernst, was du da redest, oder? Das ist doch krank.

Findest du?

Ja. Laß mich mit so einem Scheiß bloß in Ruhe.

Achim starrt in den Rechner. Ich sehe hinaus ins Dunkel und höre, wie er wieder zu tippen beginnt. Die Nacht vor dem Fenster ist still, der Himmel bedeckt, der Strahl des Leuchtturms wie watiert. Die sind aber lange unterwegs, sage ich irgendwann. Achim tippt weiter, als hätte er mich nicht gehört. Legt Prospekte von einem Stapel auf dem Sofa vor sich auf den Couchtisch. Ich räume das Geschirr in die Spüle. Bei jeder Bewegung sticht es im Brustkorb. Ich gehe schlafen, sage ich. Achim reagiert nicht.

Ich dusche lange. Als ich mich hinlege, schmerzt die geprellte Rippe unerträglich. Ich stehe noch einmal auf und nehme eine der Tabletten, die man mir im Kranken-

haus gegeben hat, drücke dann die Wiederwahl-taste des Telefons und bin völlig überrascht, als Julians Mutter sich meldet. Ich stammele eine Entschuldigung wegen der späten Störung. Ihre Stimme klingt, als wäre nichts geschehen. Annika geht es gut.

Am besten komme ich gleich vorbei und hole sie ab.

Annika möchte Sie aber jetzt nicht sehen. Warten Sie doch einfach, bis sie sich bei Ihnen meldet. Oder wollen Sie sie gegen ihren Willen mitnehmen?

Nein, natürlich nicht.

Dann lassen Sie ihr Zeit. Ich bitte Sie.

Ja, sage ich. Aber morgen früh komme ich auf jeden Fall.

Ich liege im Dunkel, kann nicht schlafen und warte statt dessen, daß Susanne nach Hause kommt. Irgendwann höre ich ihre Stimme und die der Kinder, lausche darauf, wie Tim und Kekke von ihrem Tag erzählen, wie sie lachen und herumalbern, möchte hören, was man über mich sagt, doch dann werden die Stimmen auch schon leiser, und als schließlich alle in die Schlafzimmer verschwunden sind und keiner meinen Namen auch nur erwähnt hat, überzieht mich die Stille mit wächserner Traurigkeit, wie als Kind, wenn die Hoffnung einfach nicht aufhören wollte, Stunde um Stunde in der Nacht, daß Mutter noch kommen würde. Und wie damals zwingt ich mich auch jetzt wieder in einen leichten Schlaf, der die ganze Nacht schmerzhaft durchsetzt bleibt von der Empfindung für das Vergehen der



Zeit.

Irgendwann aber, ohne daß ich ein Gefühl dafür hätte, wieviel von der Nacht schon vergangen ist, überfalle mich plötzlich Angst, wie unter größter Bedrohung versuche ich wach zu werden und zu verstehen, was mir geschieht, alles rast immerzu auf die Empfindung zu, ertrinken zu müssen in dieser nachtschwarzen Nacht. Verzweifelter Lauschen, doch alles ist still, bin ich überhaupt wach? Ich will aufspringen, hinunter zu den andern. Es gibt keinen Grund dazu, versuche ich mich zu beruhigen, doch wie das Dunkel beiseite schieben? Das Licht am Bett ist längst an, auch das auf der unbenutzten Seite, irgendwann springe ich torkelnd auf und schalte das Deckenlicht dazu, doch nur kurz weicht die Panik, kaum schließe ich die Augen, schwappt die Angst wieder über mich. Lesen, lesen, ohne einen Satz zu begreifen, bis es endlich hell wird und der Tag hereinzukriechen beginnt in diesen Keller der Nacht, den wir niemals verlassen. Todesangst, denke ich, bevor ich endlich einschlafe, hat man nicht vorm Sterben, sondern vor dem Wissen, auf welche Weise. Ersticken, denke ich, das wird es sein.

Als ich aufwache, ist es völlig still im Haus, niemand ist da, nur ein Zettel auf dem Eßtisch, man mache einen Ausflug nach Föhr, sicherlich von Achims Hand. Während ich Kaffee mache und überlege, was ich tun soll, fühlt es sich plötzlich so an, als breitete sich diese Beklemmung erneut in mir aus, die Angst aus der Nacht. Ich schalte das Radio

150

\*\*\*Sachen Nattee zu trinken. Es

tut weh, daß Susanne mir so unbedingt ausweicht. Gäbe es Annika nicht, würde ich jetzt meine Sachen packen und abreisen. Das geht aber nicht. Hobokenweg, lese ich auf der Visitenkarte, das ist auf der Wattseite von Kampen, ganz in der Nähe des Hauses, in dem ich als Kind mit Mutter immer gewohnt habe.

Auch hier standen damals andere Häuser, denke ich, als ich auf dem unbefestigten Randstreifen halte und das hohe Tor aus breiten Eichenplanken betrachte. Rauhreif, den Dingen angehaucht von feuchter Luft an der minimalen Grenze von flüssig zu fest, überzieht als dünne kristalline Kruste alles, jeden der blattlosen Blume am Straßenrand, die parkenden Autos und, leichthin, selbst den Asphalt, Dennoch ist die Luft schwer und feucht, und das Atmen ist mühsam. Eine dunkel patinierte Messingplatte mit Löcherkranz, ein Kameraauge darüber, darunter eine Klingel und statt eines Namens die Initialen R S. Als der Türöffner summt, Adle mir ein, daß ich überhaupt kein Gefühl dafür habe, wie sie es eigentlich sein mag, und bin beruhigt, daß es tatsächlich schon nach neun ist. Ich habe allen Grund, hier zu sein, sage ich mir selbst.

Das Tor gleitet langsam zur Seite, mein Blick folgt der gepflasterten Zufahrt auf ein weitläufiges Gelände, das sanft zum Meer hin abfalle. Eisstaub glitzert im frühen Licht. Riesige Rhododendren, dazwischen, ein langgestrecktes Friesenhaus mit hoch aufragendem Reetdachschild:

Spalierleisten und strohbedeckte Rosenbüsche beidseits des

Entrées aus Glas und Stahl. Helen Salentin verschränkt.  
fröstelnd die Arme.

Was da an Silvester im Sansibar geschehen ist, beginne ich grüßlos.

Geht mich nichts an, beendet sie meinen Satz. Das ist Ihre Sache. Ihre Haare, glatt und gescheitelt wie auf einem mittelalterlichen Gemälde, fallen über den weiten Ausschnitt ihres dünnen weißen Shirts.

Sie sagten gestern, Annika wolle mich anrufen.

Es ist noch ziemlich früh, finden Sie nicht?

Aber sie ist hier?

Natürlich. Wie ich am Telefon sagte. Es geht ihr gut.

Ich kann Ihnen alles erklären.

Das interessiert mich nicht.

Annika soll wissen, daß ich mich für das entschuldige, was passiert ist. Es tut mir sehr leid.

Ich glaube, das ist jetzt gar nicht so wichtig. Lassen Sie

Ihrer Tochter einfach etwas Zeit.

Helen Salentin bittet mich herein, schließt die Tür und geht vor mir her in den riesigen Raum, aus dem wohl das ganze Erdgeschoß des Hauses besteht, offen bis in den Giebel hinauf, dessen Balkenwerk ebenso weiß getüncht ist wie die Ziegelwände. Bodentiefe Fenster, die sich auf der Gartenseite über die ganze Front von sicherlich zwölf Metern zum Watt hin öffnen. Der Boden rötlich-schwarz schimmernde Ziegel, ausgetreten und uneben, ein schwerer Teppich mit einem Sofa und Sesseln, auf einer Schmal-seite des Raums eine Stahltreppe ins Obergeschoß.

Was haben Sie mit Ihrem Gesicht gemacht? fragt sie.

Ich schüttle wortlos den Kopf.

Möchten Sie etwas trinken?

Ich nicke. Sie geht zu einem Durchgang unter der Treppe, leicht an die Mauerecke gelehnt spricht sie mit jemandem, den ich nicht see, und kommt dann zurück.

Sie trägt eine graue weite Hose. Erst jetzt bemerke ich, daß sie barfuß ist.

Sie müssen doch verstehen, daß ich Annika sehen will. Es ist absurd, mit Ihnen erst darüber diskutieren zu müssen.

Moment bitte. Sie nimmt eine Fernbedienung von ei-nem Stapel Zeitschriften, der sich neben einem Sessel am Fenster auftürmt, dreht sich um und zielt auf einen Flachbildschirm, den ich noch nicht bemerkt hatte. Das ist wichtig murmelt sie und stelle den Ton lauter.

Elaine Chu, an analyst with Citi Investment Research in Hong Kong, said that institutional funds were still flowing out of Asia and that those outflows have not peaked. In Tokyo, the Nikkei Stock Average of 225 companies dropped 535.35 points, or 3.9 %, to 13325.94. Ein junger Asiate in einem sehr eng sitzenden, silberglänzenden Anzug in einem verlassenem Börsensaal. Der Boden ist mit Papieren übersät, und Bildschirme hängen von der Decke, schräg in die Blickwinkel der Händler gedreht, die nicht da sind.

Helen Salentin hat jetzt eine Packung Zigaretten in der Hand, klopft ohne hinzusehen eine hervor, zieht mit der anderen Hand ein goldenes Dupont-Feuerzeug aus

ihrer mit fällt auf, daß ich schon sehr lange niemanden und mir falle auf, daß ich schon sehr lange niemanden mehr filterlose Zigaretten habe rauchen sehen. Ohne den Blick vom Bildschirm zu nehmen, wischt sie sich die Te bakflusen mit dem kleinen Finger von der Unterlippe.

Mr. Freris of BNP Paribas predicted that if a U.S. recovery package targets the root of the problem, financial markes could respond positively. But even that, he conceded, could be months away. As for the size of Mr. Bernankes proposed stimulus plan, he said: The markets will look at the \$150

billion figure and smile. They trade that in a morning.

In die Atempause des Asiaten hinein schaltet Helen Salentin den Fernseher aus, setzt sich in den Sessel und zerdrückt die Zigarette in einem Aschenbecher. Dann nimmt sie das Laptop, das auf den Zeitschriften lag, auf ihre Knie. Ernst und konzentriert holt sie mit feinen Schlägen ihres schmalen Zeigefingers auf das Trackpad Dinge herbei, die sie wohl sogleich wieder verschwinden läßt.

Arbeiten Sie für eine Bank?

Sie lacht, ohne den Blick vom Screen zu nehmen.

Gott bewahre! Ich arbeite einzig und allein für mich.

Ich schaue ihr eine ganze Weile zu, dann frage ich:

Und was ist los?

Frankfurt macht gleich auf, murmelt sie. Das waren gerade die Nachrichten von den Börsen aus Asien, wo gehandelt wird, wenn hier Nacht ist.

Und?

Einen Moment noch bitte. Sie sieht mich mit einem

fahrigen Lächeln an, bevor sie weitertippt. Die NYSE hat am 31. extrem schwach geschlossen. Wobei da für gewöhnlich sorrieso nicht viel los ist, New York ist zwar offen, aber die meisten Händler machen Ferien, weil ihre Kunden Ferien machen. Und gestern wurde weltweit nicht getradet.

Ein Tag Atempause. Und der ist nun vorüber

Wieso Atempause?

Ich sagte doch, New York war katastrophal. Und Sie haben es ja gehört: Asien ist eingebrochen. Ein letzter Kontrollblick auf den Rechner, dann legt sie ihn weg und zündet sich eine Zigarette an. Stört es Sie im übrigen, wenn ich rauche?

Nein, gar nicht. Aber ich verstehe nicht: Was gibt es denn für ein Problem?

Millionen Hausbesitzern in Amerika droht die Zwangsversteigerung. Hundert Milliarden Dollar haben die Banken bisher verloren, und keiner weiß, wie tief die Börsenkurse stürzen werden. Ben Bernanke, der US-Notenbankchef, hat vor Weihnachten persönlich vor dem Kongreß gesprochen. Er hat frisches Geld in Aussicht gestellt und eine weitere Leitzinssenkung. Doch leider hat er auch gesagt, die finanzielle Situation bleibe fragil. Daraufhin sind die Börsen erst recht eingeknickt.

Ich verstehe überhaupt nichts von Aktien. Ich weiß, ich sollte welche kaufen, alle tun das jetzt: Vermögensbildung, Alterssicherung.

Tut das eigentlich weh? Sie nickt in Richtung der Narbe unter meinem linken Auge.

Nur, wenn ich lache. Ich versuche es, und der Schmera suckt bis hinter das Ohr.

Eine ältere, kleine Frau mit einem Tablett erscheint, darauf eine Wasserkaraffe und zwei Gläser. Wir folgen ihr zu dem riesigen cremefarbenen Sofa hinüber und setzen uns, Helen schlägt die Beine unter; einer ihrer nackten, sehr knöchigen Füße ist zu sehen. Weißer Nagellack. Die Haushälterin stellt das Tablett auf einer alten Truhe aus dunklem Holz ab, die als Tisch dient. Helen gießt ein und lächelt mir zu, Bei Annika muß ich immer an Pippi Langstrumpf denken.

Ja, ich weiß, sage ich. Und: Ich würde jetzt gern mit ihr sprechen.

Helen zieht sich einen Aschenbecher heran und asche ab. Ich kann mir vorstellen, daß es Ihre Tochter nicht leicht mit Ihnen hat.

Was meinen Sie damit

Helen zuckt die Achseln. Ach, nur so. Wie Sie aus-sehen. Sie drückt die Zigarerte aus und lehnt sich zurück So eine Unverschämtheit, denke ich, doch zugleich sehe ich sie an, als würde jetat ein Photo von mir gemacht, Wieso? Wie denn?

Die Haare. Das Jackett. Der Mund.

Die Haare?

Za lang, Grau, Das Jackett?

Harris-Tweed, nicht?

Ja, warum?

Sie nickt. Zehn Jahre?

Ich merke, wie ich rot werde. Und der Mund?

Verkniffen.

Verkniffen?

Ja. Helen nimmt einen der rundgeschliffenen weißen Steine vom dunklen Holz der Truhe und scheint sein Gewicht zu prüfen. Bitte, nehmen Sie es mir nicht übel, aber Sie wirken insgesamt recht verkniffen. Als würden Sie sich selbst nicht besonders mögen. So ein Vater ist für ein junges Mädchen kein Vergnügen.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll, und greife aus Verlegenheit ebenfalls nach einem dieser Steine, sie sind aus porösem Kalk, an den Fingerkuppen bleibt feiner weißer Staub haften. Meine Hände mochte ich eigentlich immer gern, denke ich. Ich weiß, meine Lippen sind zu schmal.

Meine Frisur hat sich seit zwanzig Jahren nicht geändert.

Ich bekomme Tränensäcke, und meine Haut wird schlaff.

Ich wünschte mir, Annika käme jetzt einfach die Treppe herab. Ob sie noch schläft? Ich mag mir nicht vorstellen, wie sie bei diesem Julian liegt.

Kommen Sie, lassen Sie das Wasser! Sie müssen etwas anderes probieren. Kommen Sie, sagt sie noch einmal, und steht auf.

Hinter dem Durchgang unter der Treppe befindet sich die Küche, ein schmaler Raum, dessen Ziegelwände unverputzt sind, mitten darin ein frei stehender Küchenblock aus Edelstahl. Sie tippt mit der Handfläche leicht gegen einen der Unterschränke, der sanft aufschwingt,

nimmt ein Glas heraus, ein wuchtiges Kristallglas, dazu eine Flasche und eine Blechdose, und stellt alles auf der Arbeitsplatte ab.

Am Neujahrsmorgen soll man Lebkuchen in Schnaps legen und anzünden, um vor Sodbrennen geschützt zu sein, erklärt sie mir.

Heute ist schon der zweite.

Ohne meinen Einwand zu beachten, zerbröselst sie mir spitzen Fingern einen flachen Lebkuchen aus der Blechdose über dem Glas. Dann schraubt sie die Flasche auf und gießt es halb voll, zieht das Dupont hervor, entflammt die Flüssigkeit und schiebt mir das elmsfeuergleich brennende Glas hin. Bitte.

Und Sie?

Ich trinke keinen Alkohol.

Ich fühle mich vorgeführt und muß an ihren Auftritt in der Silvesternacht denken. Als ob alles nur für sie da wäre. Die dünne blaue Flamme steht noch immer über dem Glas. Ich gebe mir einen Ruck, beuge mich hinab, blase sie aus und trinke vorsichtig einen Schluck der trü-ben, süßlichen Flüssigkeit.

Und? Wie ist es?

Es wirkt. Ich bekomme schon Sodbrennen.

Helen nickt lächelnd, geht zur Spüle und befüllt einen Wasserkessel aus Kupfer, der sehr englisch aussieht, und setzt das Wasser auf. Bis es kocht, stehen wir schweigend da, und ich trinke hin und wieder einen Schluck des unerträglich lebkuchensüßen Schnapses, wobei ich es zu ver-

meiden versuche, eines der Bröckchen in den Mund zu bekommen. Als sie den Tee aufgießt, wird mir etwas mulmig, und ich merke, daß ich mich setzen muß. Kein Frühstück, denke ich, leere das Glas mit einem Schluck, murmle et-was, das ich selbst nicht recht verstehe, und gehe langsam wieder zum Sofa hinüber. Ich verfolge, wie mir der Alkohol in den Körper sackt. Der Riß auf meiner Wange beginnt unter dem Blutandrang zu pulsieren. Ich überlege, wie gern ich wieder mit dem Rauchen anfangen würde. Der Tag will nicht hell werden. Ich entdecke draußen im Garten einen Steg, der weit ins Meer hinausführt. Nebel weht vom Watt heran, der Steg verschwindet darin und erscheint wieder.

Helen stellt eine kleine Porzellankanne und eine Tasse ab und reicht mir ein neues Glas, wieder mit der trüben Flüssigkeit gefüllt, auf der das blaue Elmsfeuer tanzt.

Was ist mit Annika und Ihrem Sohn? frage ich mit schwerere Zunge.

Was soll sein? Nicht das, was Sie befürchten.

Ich schüttle den Kopf, lösche die Flamme und trinke einen Schluck. Der pappige Lebkuchengeschmack überzieht erneut meinen Gaumen. Helen zündet sich eine Zigarette an, ich muß wieder daran denken, wie gern ich jetzt auch rauchen würde, verliere mich irgendwie in dieser Vorstellung, und erst nach einer ganzen Weile holt Helens Stimme mich aus meinen Gedanken. Sie hat etwas gefragt.

Ich trinke noch einen Schluck und überlege, was es war.

Ob ich an dem weißen Haus vorbeigekommen sei, das sie so besonders schön finde.

stern und Schwägerinnen oder so.

Ja. Früher haben da drei alte Damen gewohnt, Schwe Jetzt kann man es mieten. Alles wunderbar renoviert,

baut? Ein Sylter Architekt?

Das wußte ich nicht. Und wer hat Ihr Haus umge Hansen aus Keitum. Der hat hier viel gemacht. Beispielsweise die Sturmhaube. Ich weiß nicht, ob Sie da schon mal waren.

Natürlich. Ich schaue zu, wie sie sich aus der kleinen Kanne nachgießt. Dünn steigt heißer Dampf von der

Tasse auf

Mein damaliger Mann hat das alles in die Wege ge-leitet. Wir sind schon lange auseinander, sagt sie. Ich habe

Julian mit sechzehn bekommen.

Eine junge Mutter, denke ich. Wie die beiden ins Sansibar kamen. Meine Mutter, sage ich, sagte immer, die Wattseite in Kampen ist die bessere Seite.

Das stimmt wohl.

Kennen Sie die Geschichte des Klenderhofs?

Meinen Sie das Anwesen mit dem Turm?

Ja, mit dem Turm und der Zugbrücke. Ein Musiker hat es sich Anfang der 30er Jahre bauen lassen, Max Bald-ner, ein Cellist. Alle waren dort, der Bankier Abs, der Dirigent Erich Kleiner, Ernst von Salomon. Dann wurde Juden der Aufenthalt auf Sylt verboten, und es stand leer,

Baldner verweigerte die Scheidung von seiner jüdischen Frau und mußte ins Arbeitslager. Er überlebte, starb aber bald nach dem Krieg. Seine Frau machte den Klenderhof zu einer  
160

Pension und hat ihn später an Springer verkauft, der ihn als Gästehaus nutzte. Als der Wirtschaftsminister Karl Schiller einmal dort war, gab es einen ziemlich spektakulären Brandanschlag.

Tatsächlich? Sie waren sicher mit Ihren Eltern in den Ferien hier.

Mit meiner Mutter, ja.

Sie nickt und wartet, daß ich erzähle. Doch ich mag nicht. Sie trinkt ihren Tee und sieht mich an. Irgendwann sagt sie: Sie fragen sich sicher, warum Sie hier sitzen und mit mir Konversation machen, statt einfach loszustürmen, dort die Treppe hinauf, um Ihre Tochter aus irgendeinem

Bett zu zerren.

Ja, das frage ich mich wirklich.

Weil Annika kein Kind mehr ist. Und weil Sie irgendwie kein richtiger Vater sind.

Sie beleidigen mich schon wieder.

Sie schüttelt den Kopf. Als ob es darum ginge.

Ich verstehe nicht.

Vertrauen Sie mir.

Warum sollte ich?

Weil wir uns nicht kennen. Und weil Ihre Tochter im

Augenblick trotzdem lieber hier als bei Ihnen ist.

Ich nicke und stehe auf. Ohne ein weiteres Wort bringt sie mich zur Tür. Sie hat recht, denke ich. Mit einer einzigen Geste wischt sie ihr langes Haar, das weit über den Rücken fällt, aus dem Nacken und über die Schulter und schlingt gedankenverloren einen losen Knoten hinein;

Als ich aus der Tiefgarage ins Haus komme und in der Diele Susanne begegne, erschrecke ich, so aberrache bei ihr, sie zu sehen, es ist das erste Mal seit Silvester. Einen Moment lang scheint es mir so, als freute sie sich, eine hellung ihres Blicks, ein Zucken ihrer Mundwinkel, doch als ich auf sie zugehe und sie umarmen will, drückt sie ich grußlos an mir vorbei. Kathrin und Florian seien zum Mittagessen da, erklärt sie tonlos. Ich könne mich aber gern dazusetzen.

Die Silvesterrunde also, ich grüße mit einem Nicken, und das Gespräch verstummt. Kathrin, die mich abschätzig mustert. Ich merke, wie angetrunken ich noch bin. Als ich mich setze, wird das Stechen in der Brust wieder stärker, den ganzen Morgen war es doch erträglich.

Ich versuche, möglichst flach zu atmen. Nein danke, ich bin nicht hungrig.

Susanne stellt trotzdem Teller und Besteck vor mich hin. Und? Was ist nun? fragt sie gereizt.

Hast du Annika

gesprochen?

Sie will mich nicht sehen.

Das kann ich gut verstehen, zischt Kathrin.

Man schlägt Kinder nicht. Es ist, als hätte Florian auf sein Stichwort gewartet. Wir haben lange gezögert, ob wir

heute überhaupt herkommen sollen, denn eigentlich wollen wir mit so jemandem nichts zu tun haben.

Natürlich. Das verstehe ich, sage ich. Ein Tribunal also. Und sofort fällt mir alles wieder ein, der Schlag und das Blut in Annikas Gesicht, das Unverständnis in ihrem Blick, die Kälte in der Nacht.

Florian starrt mich an, bis ich den Blick senke, dann wendet er sich zu Achim. Das siehst du doch auch so?

Achim nickt. Auch für ihn sei so etwas völlig undenkbar. Er könne es sich sozusagen physiologisch überhaupt nicht vorstellen, seine Kinder zu schlagen. Er trägt wieder ein Lacoste-Shirt, in Rosa diesmal, und betrachtet seine großen, muskulösen Hände, als überprüfte er, ob auch stimmt, was er sagt; immer wieder schließt er die Finger zu Fäusten. Man sieht die Muskeln seiner Arme unter den Sommersprossen und roten Haaren. Und wegen einer solchen Lappalie, sagt Kathrin.

Wie meinst du das? frage ich ruhig.

Was ist denn so schlimm daran, daß Annikas Mutter ihr Kind auf eine freie Schule schickt? Das verstehst du nicht.

Dann erklär es uns doch! Susannes Stimme ist schneidend. Erklär uns, worum es an Silvester wirklich gegangen ist. Ich wüßte das nämlich sehr gern.

Sie sieht mich fast bittend an, und ich muß an unseren Kuß denken in jener Nacht. Ich will ehrlich sein, denke ich. Um den Haß.

Haß? Was soll das? Achim mustert mich

Haß auf wen? Auf Annika?

Dabei weiß er nach unserem gestrigen Gespräch genau, was ich sagen will. Doch er will es nicht hören. Eugh für ihn keine akzeptable Begründung meiner Tat. Aale daß er mich für einen Versager halt. Wie soll ich gede ihm erklären, was in all den Jahren geschehen ist la schüttle den Kopf, schüttle nur, so albern das auch aussehe muß, unentwegt den Kopf. Drei Väter an diesem Tide Auch Florian, dem es nicht viel anders ergangen sein wied als mir, weiß deshalb nur um so besser, was sich gehört Und die Mütter? Kathrin starrt mich noch immer an, und manchmal huscht der Blick zu ihrem Mann hinüber, als hätte sie Angst, mein Versagen als Vater könnte ansteckend sein. Ich wünschte, wenigstens Susanne würde begreifen, was geschehen ist, mit Annika und mit uns.

Ich betrachte die Reste des Mittagessens auf dem Tisch. Die Neige des Weins öliggelb in den Gläsern, zwei Flaschen, davon eine leer, Wasser in einer Karaffe, die benutzten Stoffservietten lose gefaltet neben den Tellern, Garnelenschwänze stecken rosa in den Resten safrangelben Reises. Und plötzlich muß ich an Helen Salentin denken und daran, was sie über die Börse sagte. Was, wenn es all das hier eigentlich schon gar nicht mehr gäbe? Nur wir hier am Tisch wissen es noch nicht. Als vor ein paar Jahren die Internetblase platzte, waren das für die meisten noch Nachrichten aus einer irgendwie fernen Welt. Was, wenn jetzt wirklich eine ganze Flut über die Dämme stiege? Keiner

von uns könnte sich dem noch entziehen, nur das Bild stimmt nicht, anders als vor zehn Jahren leben wir längst nicht mehr auf dem Land, hinterm Deich, sondern schon ganz im Liquiden, und die Zukunft schwappt in unseren Depots.

Ich habe plötzlich furchtbaren Durst. Eigentlich ist es doch ganz einfach, denke ich und sehe mich wieder in der Runde um. Habe längst aufgehört, den Kopf zu schütteln.

Ich will ehrlich sein, denke ich, und erzähle, was ich noch nie jemandem erzählt habe. Es ist ganz einfach, sage ich.

Der Haß war das einzige, was mir blieb, als ich ging. Aber Haß ist etwas, das es nicht geben darf, denn seine Realität ist die Gewalt. Und weil er ein Geheimnis war, war er kostbar, denn er machte auf eine seltsame Weise meine Verfügbarkeit ein wenig wert, meine Verfügbarkeit für Ines, der ich nie mehr entkommen kann.

Peter, was soll das?

Gleich. Du wirst es gleich verstehen, Susanne. Als die Kleine ungefähr sechs oder sieben war, kam sie einmal von einem Urlaub mit ihrer Mutter aus Polen zurück, sie waren in der Hohen Tatra gewesen, irgendwo in der Nähe von Zakopane. Annika berichtete voller Begeisterung, sie hätten in einem riesigen alten Haus gewohnt, ganz tief im Wald, alle hätten zusammen in einem Saal geschlafen, auf Luftmatratzen, und alle hätten immer zusammen gekocht und gegessen. Wer: alle? wollte ich wissen. Viele, schwärmte sie, auch viele Kinder und Hunde. Hippie-Romantik, dachte ich und dachte mir eigentlich weiter nichts dabei,

außer, daß ich mir gewünscht hätte, meine Tochter wäre an einem schöneren Ort gewesen. Doch dann sagte sie, ihre Mutter habe ihr einge-schärft, daß ich davon nichts wissen dürfe. Wovon? fragte ich natürlich. Was sie gemacht hätten, habe ihre Mutter gesagt, sei verboten, aber das heiße nicht, daß es etwas Böses sei. Nur dürfe niemand davon erfahren. Da begann ich sie natürlich auszufragen, und tatsächlich erzählte sie mir schließlich, was sie nicht erzählen durfte. Wie sie jeden Abend im Wald miteinander getrommelt hatten, alle hatten getrommelt, es habe ganz viele Trommeln gegeben, auch alle Kinder hatten getrommelt, auch, als es schon dunkel war im Wald, jeden Abend, und dann hatten alle eine Tasse mit Suppe bekommen; die habe sie aber nicht gemocht, weil da Pilze drin gewesen seien, die seien so schleimig gewesen, und die Suppe auch bitter, aber ihre Mutter habe gesagt, sie müsse sie essen. Bald darauf sei es ihr vorgekommen, als ob ganz viele Ameisen ihr über Arme und Beine liefen, ihr sei auch schwindlig gewesen, und sie habe so Dinge zwischen den Bäumen gesehen.

Und den andern, erzählte Annika, sei es genauso gegan-gen, sie hätten alle gelacht und wild getanzt und gesungen, und deshalb habe ihr keiner zugehört, auch ihre Mutter nicht.

Eine Weile kann ich nicht weitersprechen und sehe statt dessen hinaus. Dieser Tag will nicht hell werden, bald schon wird es wieder Abend sein. Ich habe Angst vor der Angst vor der Nacht.

Das hat meine Tochter mir schließlich gebeichtet, nachdem ich immer wieder fragte und drängte, sage ich leise. Ich mag niemanden ansehen. Keiner am Tisch erwidert etwas. Schließlich gebe ich mir einen Ruck und versu-che, weiterzuerzählen. Und was ist dann passiert? habe ich Annika gefragt. Das wisse sie nicht mehr, hat sie geantwor-ter und mich dabei auf eine Weise angesehen, daß ich wuß-te, sie verschweigt etwas. Also habe ich wieder und wieder nachgefragt, bis sie schließlich sagte, es sei ihr so peinlich, was dann geschehen sei. Was denn? fragte ich wieder. Sie habe sich in die Hose gemacht.

Oje.

Ich muß mich räuspern. Ich will nicht heulen, nicht jetzt, aber immer, wenn ich daran denken muß, wie Annika damals vor mir saß, steigen mir die Tränen in die Augen.

Und mein Mund ist so trocken. Annika, spreche ich schnell weiter, hat von alldem erzählt, wie Kinder nun mal erzäh-len: Nur ein kleiner Ausschnitt des Geschehenen hatte Platz darin, doch all das, was nicht ausgesprochen werden konnte, aber natürlich in ihren Gefühlen und Erinnerungen präsent war, spürte ich um so bedrohlicher, weil es noch keinen Raum in den



Wörtern fand. Versteht ihr? Ich sehe mich um am Tisch, doch keiner sagt etwas. Als wäre ihr Urteil über mich nur sistiert, solange ich spreche. Also spreche ich. Ich umarmte meine Kleine und hielt sie ganz fest, sage ich, bemüht, mich von der Erinnerung nicht überwältigen zu lassen. Sie bat mich, ihrer Mutter nicht zu sagen, daß sie mir alles verraten habe, und ich versprach es,

obwohl es mir schwerfiel. Dafür versprach Annika mit, mehr von dieser Suppe zu essen. Psilocypin, sagt Achim leise.

Ich hätte nie gedacht, daß Ines so etwas tun würde.

Psilocypin? Was ist das? will Susanne wissen.

Ein Halluzinogen. Noch am selben Abend, als die Kle-ne schlief, hab ich mich darüber informiert. Samthäubchen, Tintlinge, Flämmlinge, Dachpilze, zähle ich die Namen der Pilze auf, in denen Psilocypin vorkommt. Soll ich dir sagen, weshalb ich diese Geschichte erzähle? frage ich Achim.

Er nickt.

Ich erzähle das alles nur aus einem Grund: Weil ich damals nicht zum Telefon griff und die Mutter meiner Tochter nicht zur Rede stellte. Weil ich auch nicht zur Polizei ging. Weil ich statt dessen, nachdem ich mit mei nem Anwalt gesprochen hatte, nichts tat. Ich tat gar nichts, verstehst du? Wobei: Ich tat schon etwas. Ich erkundigte mich von da an über Jahre hinweg immer wieder bei An-nika, ob Ines ihr noch einmal solche Pilze gegeben hatte, und ich bar sie immer wieder, auf gar keinen Fall davon zu essen. Und noch etwas tat ich: Ich schwor mir selbst, diese Frau umzubringen, wenn meiner Tochter etwas zustoßen sollte. Versteht du?

Worauf willst du hinaus? Achim mustert mich reser-viert. Daß es Rechtfertigungen für Gewalt gibt?

Nein. Ich will damit nur sagen, daß ich nicht mehr tun konnte. Und weißt du warum? Weil Ines und ich nicht ver-heirater waren und weil nach bundesdeutscher Rechtspre-

chung das Sorgerecht eines unehelichen Kindes automatisch und ausschließlich bei der Mutter liegt. Es sei denn, die Mutter stimmt der gemeinsamen Sorge zu, was einem unnötig scheint, solange man noch ein Paar ist, und unmög-lich, wenn man sich getrennt hat. Das Ergebnis ist eine Erfahrung, die unzählige Väter machen: Du hast ein Kind, das du liebst, und man zwingt dich, bei allem, was ihm zu-stößt, hilflos zuzusehen. Das ist Folter. Und dafür, daß sie dies zuläßt, hasse ich Ines. Ich hasse ihre Macht über mein Kind und daß sie sie benutzt. Und ich hasse sie, weil mir deshalb jede Jugendamtsangestellte, jede Tagesmutter, jede Kinderärztin, jeder Clown im Zirkus und jeder Tierpfleger im Streichelzoo begegnet, als wäre ich ein Rabenvater und Drückeberger und sie die arme alleinerziehende Mutter.

Ich hasse sie für diese Empfindung totaler Ohnmacht, und ich hasse sie auch für die Alpträume, in denen ich ihr Gesicht mit meinen Fäusten zu Brei schlage. Immer wieder. Achim nickt, aber er sagt nichts. Es ist lange still am Tisch. Ich streiche über das Tischtuch. Schließlich ist es Susanne, die das Schweigen bricht. Was ist mit diesen Pil-zen? will sie wissen, und Achim referiert die Gefahren: wiederkehrende Halluzinationen, Leberversagen, Psychosen.

Ich mache irgendeine zu heftige Bewegung, Schmerz sticht quer durch meinen Oberkörper. Ich ziehe die Luft zwischen den Zähnen ein und balanciere mich vorsichtig in eine Haltung, die weniger weh tut.

Ich kenne das, sagt Florian plötzlich, sehr leise. Ich kenne diese Wut. Achim sieht ihn verwundert an.

Aber, schneidet Kathrin ihm das Wort ab, die Red-lage hat sich doch geändert, oder nicht? Aber darum geht es mir nicht. Florians leises Sein

Ich verstehe Peter, sagt er und sieht dabei niemanden an. Einen Moment lang scheint es, als wollte er weitersprechen, doch dann kommt sein Blick zurück, und er lacht nur, wie entschuldigend, und schweigt wieder.

Kathrin schüttelt den Kopf und beginnt, die Teller übereinanderzustellen. Egal, was geschehen ist, das darf man einfach nicht tun. Sie schiebt die leeren Wasser- und Weingläser zu den Tellern.

Der Himmel vor den Fenstern ist noch immer so dickflüssig, daß man sich das Atmen nicht anders als als strengend vorstellen kann. Kein Wind, denke ich. Ich weiß nicht, was ich erwidern soll. Mein Blick geht von einem zum anderen. Der Durst wird immer schlimmer, doch ich werde nicht um ein Glas Wasser bitten. Das Tribunal ist noch nicht vorüber.

Peter! Das ist Susanne. Ihr wartet euch doch einmal nah. Du hast mir von Laun erzählt. Es muß doch auch im Interesse von Ines sein, daß du einen guten Kontakt zu deinem Kind hast.

Ich glaube nicht, sage ich. Es will mir nicht gelingen, sie anzusehen. Wie der Wind sich in unseren Mäulern fängt, bevor wir uns küßten. Wie ihre Haut roch. Ich versuche ein Lächeln. Eigentlich geht es ja auch nicht um An-nika. Sie ist nur das Schlachtfeld.

Was meinst du damit?

170

Keine Absprache mit Ines ist verlässlich, alles kann immer widerrufen werden, Urlaube werden zwei Tage zuvor abgesagt, für jede Verabredung ist ein halbes Dutzend Telefonate nötig. Anrufen, bitten, sich hinhalten lassen, wieder anrufen. Ich hab jetzt ganz anderes im Kopf. Ja, ja, wird schon klappen. Das haben wir so nicht ausgemacht, Also wieder anrufen, niemanden erreichen, auf die Mailbox sprechen, einmal, zweimal, dreimal. Will Annika das denn überhaupt? Und irgendwann eine Zusage, am besten per Mail, um sich im Streitfall darauf berufen zu können, was nichts heißt, denn sie ist mir keine Gerechtigkeit schuldig. Und wem wollte man es klagen?

Aber das ist doch Kinderkram! Achim lehnt sich so heftig zurück, daß sein Stuhl über das Parkett quietscht. Er mustert mich abschätzig. Dann muß man eben professionelle Hilfe in Anspruch nehmen, einen Familientherapeuten oder einen Anwalt.

Wie ging es denn nach eurer Trennung weiter? will

Susanne wissen, bevor ich Achim antworten kann.

Die beiden blieben zunächst in Lössen, Annika kam ziemlich bald in einen sogenannten Waldkindergarten, ich hab mir das angesehen, eine Lichtung, ein vergammeltes Gärtchen, ein alter Bauwagen, vor dem die sogenannten Erzieherinnen saßen und Tee tranken und sich Zigaretten drehten.

Na ja. Um Achims Lippen zittert ein sehr süffisantes Lächeln.

Was soll das? blaffe ich sein Lächeln weg. Du ver-

stehst doch gar nicht, worauf ich hinauswill. Nach diesem Waldkindergarten kam die Grundschule in Lössen, ich war bei der Einschulung, mit Schultüte und so, natürlich war

Annika eine Exotin dort. Bevor ich wegfuhr, hat sie mich gefragt, ob sie auch ein Wessi sei wie ich. Dann kam ein Gymnasium mit musischem Schwerpunkt in Hamburg und jetzt diese Freie Schule ohne Noten und Klassen. Was ich sagen will: In der Grundschule erzählte sie noch be. geistert von den Tieren und Pflanzen der Ostsee. Später gab es so etwas immer weniger. Es tat weh, zuzuschauen, wie sie durch all diese Wechsel immer mehr abstumpfte, die ja auch nie etwas mit ihr selbst zu tun hatten, sondern immer nur mit der Egozentrik ihrer Mutter. Ich weiß noch, wenn Annika bei mir war und sie anrief, und das kleine Mädchen erzählte, was sie erlebt hatte, unterbrach Ines ihre Tochter meist schon nach dem ersten Satz, um von sich zu sprechen. Wie Annika dann dasaß und apathisch zuhörte, das tat mir im Herzen weh; wie kann man ein Kind nur so um die eigenen Träume bringen. Für diese Egozentrik habe ich Ines gehaßt, während ich leise ihre Stimme in Annikas Ohr murmeln hörte und in die matten Augen meiner Tochter sah. Ja, Mama. Ja, Mama.

Susanne steht auf, geht in die Küche und befüllt den Wasserkocher, der gurgelnd vollläuft.

Hat sich das denn nicht entspannt, als deine Ex einen neuen Partner hatte? will Achim wissen.

Ich sehe die Neugier in seinem Blick. Es fällt mir schwer, ihm zu antworten, denn mir ist peinlich, was An-

hika erlebt hat; ich war nicht da, um es zu verhindern.

Einmal erzählte mir Annika, sie wisse jetzt, wie man küsse.

Da war sie fünf, glaube ich. Als ich nachfragte, züngelte sie ganz stolz auf mich zu. Ich wich überrascht zurück. Und geraucht habe sie auch schon, trumpfte sie auf, und so erfuhr ich, daß sie vor kurzem zu ihrer Mutter und dem Künstler, mit dem Ines nach mir zusammenkam, ins Bett gekrochen war, und die beiden tauschten wohl so inten-ive Zungenküsse aus, daß meine Tochter wissen wollte, was das sei; und er habe es ihr dann gezeigt.

Wie bitte? Achim sieht mich angewidert an und hüttelt den Kopf.

Weißt du: Mir ist seit unserer Trennung scheißegal, it wem Ines Sex hat, aber daß Annika fremden Männern hekam, habe ich kaum ertragen. Natürlich stellte ich mir r, daß die beiden betrunken waren und vielleicht nackt d wie Annika ihnen zusah. Und ich stellte mir die Zun-dieses fremden Mannes in ihrem Mund vor. Und? könn-man fragen. Was ist schon dabei? Und ich kann nur en: Ich finde die Vorstellung unerträglich, weil dieser nn nicht ihr Vater ist. Ich bin Annikas Vater, und sie ist n Kind. Und das bedeutet etwas.

Susanne bringt das Tablett. Will jemand Tee? fragt sie : und verteilt die Tassen.

Einmal sagte Annika zu mir: Ich hab jetzt einen en Papa. Irgendwie stolz sagte sie das, aber auch so, robierte sie etwas aus. Ich weiß noch, das Herz schlug mir bis zum Hals, während ich fieberhaft überlegte, was

ich erwidern sollte. Denn ich wußte, von meiner Antwort hing viel ab. Jeder Mensch hat nur einen Papa, habe in gesagt. Dein Papa werde immer ich sein. Und ich bin noch immer stolz auf diese Antwort, denn im selben Moment zeigte sich in ihrem Blick etwas, von dem ich zuvor gar nicht bemerkt hatte, daß es irgendwann verschwunden war.

Ja. Susanne zieht gedankenverloren eines der Weingläser zu sich heran, die Kathrin zusammengeschoben hat-te, und gießt sich aus der noch halbvollen Flasche nach. Sie trinkt langsam, den Blick vor sich auf den Tisch gerichtet.

Ich weiß nicht, warum ich nicht einfach aufstehe, in die Küche gehe und mir auch ein Glas hole, aber ich tue es nicht. Erzähl bitte weiter, sagt sie.

Mit dem Künstler war dann irgendwann Schluß. Er hieß übrigens Karl und hatte sich ganz der Enkaustik ver-schrieben, das ist so eine antike Maltechnik, irgendwas mit Bienenwachs. Jedenfalls: Bald danach kam der Umzug nach Hamburg, 2002 war das, Ines hatte einen Anwalt kennen-gelernt, und bei dem zogen sie ein, in Wellingsbüttel, einer ziemlich guten Gegend. Annika wechselte auf das Gym-nasium, von dem ich erzählt habe. Sie bekam nun Geigen-stunden an der Jugendmusikschule, und da sie fast neben Hockey. dem Hockey-Club wohnten, spielte sie von da an auch Klingt doch gut. Achim versucht ein Lächeln. Ja. Wir sind sogar ein paarmal sonntags zusammen um die Binnenalster spaziert, eine heile Parchwork-Family.

Und daß dieser Anwalt ständig von Disziplin und Verant-worrungsgefühl sprach, fand ich nach dem Waldkinder-garten und dieser Ostschule auch ganz gut. Aber? Susannes Stimme ist so leise, als wollte sie, daß niemand außer mir sie hört. Na ja. Annika kam nicht klar mit dem, was plötzlich von ihr verlangt wurde. Sie mußte im Haushalt helfen, sollte in der Schule besser werden, pünktlicher, ordentlicher, höflicher, all das, was zuvor keine Rolle gespielt hatte, und das klappte nicht. Der Anwalt begann sich immer häufiger zu beschweren, wie faul sie sei. Wobei vor allem schlimm war, daß er das in Annikas Anwesenheit tat und daß Ines ihm auch noch zustimmte. Die Kleine stand da wie am Pranger und schaute nur immerzu von ihrer Mutter zu mir und von mir zu ihrer Mutter. Es war furchtbar. Aber das macht man doch nicht, flüstert Susanne. Sie fügte sich einfach nicht in dieses neue Leben ein. Aber Ines tat es. Ich glaube, ihre eigene Tochter wurde ihr dabei ein bißchen lästig, und Annika hat das sehr genau gespürt. Was hat sie gemacht? Sie bat mich irgendwann, bei mir bleiben zu dürfen. Sie wolle nicht mehr zurück nach Hamburg, nie mehr. Und? Wie gesagt, ich hab das Sorgerecht ja nicht. Natürlich bin ich sofort zum Jugendamt und dann zu einem Anwalt für Familienrecht. Aber es war völlig klar: Ich würde Annika niemals gegen den Willen ihrer Mutter zu mir nehmen

können. Und den Vorschlag, Annika könne doch für eine Weile zu mir kommen, hat sie sofort abgelehnt. Ihr Kind gehöre zu ihr. Also habe ich einen Kinderpsychologen kon-sultiert, wie ich mich verhalten solle. Und dieses Arschloch erklärte mir damals, für die Entwicklung meines Kindes seien klare Rahmenbedingungen das Wichtigste. Ich dürfe Annika auf gar keinen Fall in ihrem unerfüllbaren Wunsch bestärken, sondern ich solle ihr im Gegenteil klarmachen, daß sie sich arrangieren müsse. Und das habe ich dann auch getan, ich Idiot. Ich werde mir das nie verzeihen. Es war furchtbar, dabei zuzusehen, wie ihr Vertrauen in mich kaputtging. Das ließ sich nie mehr reparieren, sosehr ich mich auch bemüht habe. Der kindliche Glaube war verlo-ren, ihr Papa würde sie retten. Aber der Rat des Psychologen war natürlich nicht falsch. Florian sieht sich unsicher in der Runde um, während er das sagt. Ein Lächeln flackert wieder in seinem Gesicht auf und verschwindet. Ich zucke mit den Achseln. Der Anwalt hat Ines dann 2006 rausgeschmissen. Er habe sich von ihr mehr Unterstützung erwartet, erklärte er mir in einem letzten Tele-phonat; er war ja immer seltsam zutraulich mir gegenüber.

Ines gleiche in ihrer Disziplinlosigkeit unserer Tochter.  
Da habe ich dann begriffen, weshalb sie sich immer so bemühte, Annika schlechtzumachen.  
Es ging um ihre eigene Haut,  
Wurde die Lage für Annika denn dann besser? Susanne sieht mich fragend an.

Na ja. Bald nach der Trennung kamen Briefe ihrer Anwältin mit höheren Unterhaltsforderungen. Davon abgesehen, war es sehr schwer für mich, überhaupt in Kontakt zu bleiben.

Was heißt das?

Ines hatte über Monate keine Wohnung. Es gab nur eine Handynummer, aber da ging meist niemand ran. Ich sah Annika wochenlang nicht. Und dann passierte die Geschichte mit dem Krankenhaus.

Was für eine Geschichte? will Susanne wissen.

Ich hatte Annika wieder einmal eine ganze Woche lang nicht erreicht und begann, mir Sorgen zu machen und Ines schließlich im Stundentakt anzurufen. Und als ich sie dann irgendwann tatsächlich am Telefon hatte, erklärte sie mir, sie komme gerade aus dem Krankenhaus. Was los sei, wollte ich wissen und spürte, wie mein Herz zu schlagen begann. Annika habe beim Spielen Tabletten entdeckt und gegessen. Was für Tabletten?

Irgendwelche Tabletten aus einem Arzneimittelschrank, bei Freunden. Und? Sie hat im Koma gelegen, jetzt geht es ihr aber besser. Was heißt das? Und wann ist das passiert? Am Sonntag, sagte Ines, da war es Freitag, woraufhin ich losschrie: Was soll das? Warum hast du mich nicht angerufen? Das geht doch nicht!

Und Ines?

Sie sagte, sie habe keine Zeit gehabt oder nicht daran gedacht oder etwas in der Art. Dieses Telefonat ist mir wirklich wie wenig anderes in Erinnerung geblieben. Dieses entsetzliche Gefühl des Ausgeliefertseins. Aber auch: betro-

gen worden zu sein, aus Nachlässigkeit oder Gehässigkeit, keine Ahnung, einfach so, um das Herz meiner Tochter.

Und Annika?

Hatte Glück gehabt. Bis auf hämmernde Kopfschmerzen war wieder alles in Ordnung, als ich dann endlich zu ihr kam. Aber daß ich nicht bei ihr gewesen war, war ein weiterer Vertrauensbruch, den sie mir nie vergessen hat. Wo bist du gewesen? war ihre erste Frage, als ich ins Krankenhaus kam. Sie konnte nicht glauben, daß ich von nichts gewußt hatte, und ich weiß nicht einmal, ob sie mir inzwischen glaubt.

Scheiße. Achim schüttelt den Kopf.

Ja.

Und dann? fragt Susanne.

Ines bekam irgendwann eine Wohnung, zwar in St.

Georg, aber Annika hat sich wahnsinnig gefreut, jetzt mit ihrer Mutter allein zusammen zu wohnen. Immerhin gelang es mir, Ines davon zu überzeugen, Annika auf ihrer Schule zu lassen, indem ich mich bereit erklärte, die Geigenstunden zu bezahlen und auch den wirklich nicht gerade billigen Hockey-Club.

Das ist es aber doch wert. Kathrin streicht die Tischdecke vor sich glatt.

Sicher. Allerdings übt Annika seitdem viel zu wenig, weil niemand mehr da ist, der sie dazu anhält. Ines hält unsere Tochter nämlich inzwischen für alt genug, auf sich selbst

aufzupassen. Und das tut Annika ja auch, sie ist immer ein mutiges Kind gewesen. Nur ruft sie mich jetzt oft

am Nachmittag an, weil sie allein zu Hause ist. Dann er-sahlt sie mit, daß sie auf dem Nachhauseweg noch in der Stadtbucherei war und welche Bücher sie ausgeliehen hat, und daß sie jetzt erst einmal ihren Hasen füttert und sich dann etwas kocht. Meist erwischt sie mich auf der Auto-bahn. Ich halte dann an, und wir reden eine Weile. Die traurige Stimme dieses einsamen Kindes schlägt mir aufs Gemüt. Auch nachts ist sie oft allein.

Na ja. Kathrins Hände halten nun still, flach vor ihr auf dem Tisch; sie betrachtet ihre kurzgeschnittenen Nägel.

Die Handgelenke sind etwas dicklich, wie bei einer Puppe.

Und? Hast du denn nichts unternommen? will Susanne wissen.

Natürlich. Ich hab versucht, sie da rauszuholen. Stichwort Vernachlässigung.

Hat sicher nicht geklappt. Florian lächelt fahrig. Solange die Mutter nicht drogensüchtig und obdachlos ist und die Kleine nicht auf den Strich schickt.

Das war so etwa der Kommentar der zuständigen Dame vom Jugendamt. Und Annika will leider auch nicht mehr bei mir wohnen. Als ich sie fragte, sagte sie, das wäre zwar sehr schön, gehe aber nicht, da sie sich um ihre Mutter kümmern müsse.

Typisch, nickt Florian. Das ist ganz typisch bei Tren-nungskindern.

Ja, das stimmt wohl. Ines vermittelt Annika das Ge-fühl, sie unbedingt zu brauchen. Zumal der Unterhalt, den ich zahle, wohl ihr einziges regelmäßiges Einkommen ist.

Dementsprechend kommt bei Annika auch nur ein Bruch. teil davon an. Selbst das Taschengeld, das ich ihr gebe, lan-der immer wieder bei Ines. Mama leihe sich nur etwas, nimmt sie ihre Mutter dann in Schutz.

Peinlich. Achim sieht sich nach Susanne um, die aus dem Fenster starrt, als sähe sie dort etwas, was keiner von uns bemerkt.

Ich hab sie oft gebeten, Gelddinge nicht über Annika zu regeln, und doch kommt die Kleine immer wieder und bittet mich, das oder jenes zu bezahlen, weil ihre Mutter es nicht könne. Wobei man von Bitten nicht immer sprechen kann. Als Ines die Wohnung in St. Georg in Aussicht hat-te, bat sie meinen Vater, doch die Kauti-on für sie zu stellen.

Man muß sich das einmal vorstellen. Und als er zögerte, habe Ines, wie er mir später erzählt hat, erklärt, sie könne den Kontakt zu seinem Enkelkind ja auch unterbinden.

Unglaublich, murmelt Susanne. Sie starrt noch immer nach draußen. Ihr Schweigen steckt alle am Tisch an.

Ich denke, daß ich gern hinausgehen möchte, bevor es dunkel wird. Und daß ich gern wüßte, was Annika jetzt gerade macht.

Das alles ist wirklich furchtbar, Peter. Kathrin bricht schließlich mit fester Stimme unser Schweigen. Aber es ist keine Rechtfertigung, das Mädchen zu schlagen. Nur, weil du von ihrer Mutter enttäuscht bist.

Hat sie nicht verstanden, was ich erzählt habe? wundere ich mich. Aber dann fällt mir wieder ein, weshalb ich hier sitze, und ich muß grinsen.

180

Der Meinung bin ich auch, sagt Florian und nickt mir zu. Gerade, weil ich vieles von dem, was du sagst, gewissermaßen kenne. Es gibt eine Grenze, die nicht überschritten werden darf. Auf gar keinen Fall.

Ich gehe ans Fenster, um nach dem zu suchen, was Susanne dort draußen gesehen haben mag. Und was wolle ihr jetzt tun? frage ich und atme ins Glas. Wollt ihr mich bestrafen? Das Grau lastet schwer auf den Büschen, feine Tropfen haben sich auf allem gebildet. Kein Hauch bewegt den sämigen Ather, schon der Anblick nimmt mir die Luft zum Atmen. Ich spüre, wie die Angst wieder in mir aufsteigt, und zwingt mich, ihr nicht nachzugeben. Das Tribunal tagt noch, denke ich.

Vielleicht wäre das gar nicht so schlecht. Das ist Ka-thrin. Denn schließlich: Es gibt eine Grenze.

Ja, die gibt es, stimmt Achim zu.

Und sei es auch nur eine symbolische Strafe. Jetzt zittert ihre Stimme. Selbstverständlich können wir dich nicht anzeigen. Aber die Hand ist zu strafen, die schlug.

Einen Moment lang ist es wieder still im Raum. Ich warte, was jetzt wohl geschieht.

So ein Quatsch! sagt Susanne ruhig.

Ich drehe mich um und mustere die Runde. Keiner außer Achim sieht mich an. Sein Blick sucht etwas.

Wo sind eigentlich Tim und Kekke? frage ich ihn.

Kinderferienprogramm, hier im Kindergarten. Ich muß sie gleich abholen.

Ich nicke. Seine Stimme ist ruhig und höflich. Damit

ist es entschieden, denke ich, dank Susanne. Ich suche ihren Blick, doch sie betrachtet ihre Hände. Wie weit wir doch entfernt sind von unserer Jugend! Früher war alles, an was man sich erinnerte, immer nur Vorschein von etwas, das noch kommen würde. Und heute? Zu wissen, den könnte man lieben, und es dennoch einfach nicht tun. Wie zwei beinahe schwerelose Samenschirmchen, die langsam aufeinanderzurotieren, sich für einen kurzen Augenblick berühren, synchron im Wind hierhin und dann dorthin wehen, und genauso unauffällig löst sich dann etwas Unsichtbares, ein winziger Widerhaken, oder auch nur das Niveau der statischen Aufladung verändert sich, und die beiden flusigen Körper verwirbelt wieder, jeden für sich, der Wind.

Peter. Susannes Stimme von weit, die meinen Namen sagt. Sonst nichts.

Es gab immer Momente, in denen Annika vor mir saß und lachte, über etwas, das ich gerade gesagt hatte, und ich glaubte wirklich, damit verschwände alles, was geschehen war, einfach so. Indem man mit jemandem lacht, wird alles neu. Wie lange hab ich mir das gewünscht, denke ich und greife meine Jacke vom Sofa. Erleichtert stelle ich fest, daß diese zähe Betrunkenheit endlich verschwunden ist.

Ohne ein Wort öffne ich die Terrassentür, trete in den Dunst hinaus und schließe sie hinter mir wieder.

Es ist kälter, als ich dachte. Das macht die Feuchtigkeit. Ich sehe meinen Atem vor dem Mund. Was höre ich?

Den Wind um die Ecken des Hauses und Automotoren,

bise die Dine herauf. Höre ich das Meer? Ich höre, wie & Terrassentür in meinem Rücken geöffnet und wieder pasblassen wird, und hoffe für einen Augenblick, es ist Sanne, die nach mir sieht, aber das ist natürlich unmög-ich Es ist Florian, der sich zu mir stellt und so tut, als wie nichts geschehen. Als seien wir, was wir auch vor drei Tagen nicht waren: Freunde, die zusammen Urlaub ma-chen. Das Wetter ist nicht besonders, aber was macht das hier an der frischen Luft? Und auch Silvester ist nichts Besonderes, aber wann war Silvester jenseits der Dreißig jemals noch besonders?

Florian räuspert sich. Er sagt: Kathrin hat das natürlich nicht so gemeint mit der Strafe. Schon klar.

Florian nickt beruhigt.

Viele meinen ja, sage ich, nur gerade so laut, daß der Wind meine Stimme nicht verschluckt, wir lebten in der Ara der Säugetiere und überhaupt in einer Zeit von unsres-gleichen, also auch der von Fischen und Vögeln.

Florian sieht mich von der Seite an, und ich bemerke, wie er unsicher überlegt, was ich damit meine. Was haben wir denn mit Fischen zu tun?

Dieser Krüppelblick der verlassenen Väter. Ich kann nicht anders, als hinaus in den Nebel zu starren und zu ver-suchen, ob ich die Stelle finde, an der der Himmel aufs Meer fällt; doch da ist kein Unterschied. Vielleicht hätten wir tun sollen, was Annika sagte, fasten und das Haus mit Weihwasser und Weihrauch segnen lassen, Kerzen anzün-

den und beten. In der Zeit zwischen den Jahren steht das Geisterreich offen. Welche Wahrheit haben wir den Tieren abgelauscht? Ich wiederhole Florians Frage, ohne ihn anzu-sehen: Was wir mit den Fischen zu tun haben? Wir sind, wie sie, Wesen mit Augen und Mund.

Wesen mit Mund und Augen. Ja und?

Ist dir nicht aufgefallen, wieviel Insekten es mit ci-nem Mal gibt? Die Wälder scheinen geradezu vollzulaufen von Ameisen. Daß das alles unter Schutz steht, ist ein Witz. Wir werden uns daran gewöhnen, Insekten zu essen, damit sie uns nicht essen.

Ich weiß nicht, was du meinst.

Denkst du wirklich, die großen Walfamilien, die dort draußen durch das dunkle kalte Meer ziehen, riesige Sippen waren das einst, die ausgerottet zu haben uns noch teuer kommen wird, jedes Tier bis zweihundert Tonnen schwer, die durch die See pflügen mit offenem Maul, Tausende davon, um in ihren Barten Krill zu käschern wie Mähdrescher das Korn, meinst du, sie tun dies als souverä-ne Herren der Ozeane?

Nein?

Quatsch! Das ist eine verzweifelte, seit Jahrmillionen geführte Abwehrschlacht dort draußen. Massenvernich-tung. Und weißt du, wieso?

Florian schüttelt schweigend den Kopf und tritt einen Schritt zur Seite. Ich tue so, als bemerkte ich das nicht. Es ist die Angst vor der großen Zahl, fahre ich fort. Denn Mnest ist War daR das Konsens von Mund und Auge Evo-

lutionär nicht siegreich ist, soviel man auch frißt von je-nen, die unendlich viele sind. Es ist eine Schande, daß wir vergessen haben, wo unsere Rolle in diesem Krieg ist, und statt dessen Mücken wie Elephanten behandeln. Ist dir das Geräusch gegenwärtig, das es macht, wenn man den Chitinpanzer einer Ameise knackt?

Er nickt wie ein Schüler. Ist er nicht Lehrer?

Glaub ja nicht, das sei das Geräusch eines Sieges!

Weißt du, wie es sich anhört, wenn Ameisen ihre Antennen mit den vorderen Beinen putzen? Und wie, wenn ihre Kiefer das Bein eines Gegners knacken?

Er runzelt die Stirn.

Zu leise? Ich bemerke an den stechenden Schmerzen, daß mir ein Grinsen im Gesicht steht, das ich nicht kontrollieren kann.

Allerdings, antwortet er ratlos.

Keineswegs! Verstärkte man die Taten der Kerbtiere auf dieselbe Lautstärke, die wir auf dieser Welt emittieren, die Erde dröhnte wie eine Glocke unter ihrem Tun.



Ich warte auf eine Antwort, doch Florian sagt nichts.  
Und plötzlich fällt mir ein: Ich muß mich noch bei meinen  
Engeln bedanken.

Tritt ein, bring Glück herein. Ein rot-weißer Leuchtturm als Schirmständer neben der Tür, die  
mit Aufklebern übersät ist. Ein Seebär mit Pfeife und Prinz-Heinrich-Mütze,

"eis evischen den Fin  
hen des Spülmitrils wie pludrige Schwim  
Schnell wedelt  
agings, weiße Sportsdekchen und Mischen  
ischre auf d  
den Schaum, mehn als daß sie ihn ab  
von ihrer enorm  
Ralicernde D& G ihres rosa Shirts, das  
Oberweire aufgespannt und angehoben  
wird, Schönes neues Jahr Mine und Maiken hätten schon viel von  
einem A

Annika erzähle, Sie stöße die Tür au  
in Wohneimmer auf, das direke neben der Ein-  
gangsrr von dem schmalen Flur abgeht, und beugt sich in den niedrigen Raum, in dem  
Mine und Maiken wie ange pflockt nebeneinander auf dem Sofa sitzen und Popcorn aus  
einer Backofenpackung kauen, als käuten sie wieder In einem Regal über den beiden  
irgendwelche Pokale, ein Rabyphoro, das sie zusammen zeigt, und ein Santa Claus, der  
seinen bARRIEREBETRIEBENEN Bauch rhythmisch au der aufseinen Chip gebrannten  
Synchieversion von Jingle Bells sucken ließe, wenn man ihn anstellte; statt dessen läuft der  
Fernscher. Am Klang der Synechronstimme erkenne ich diese amerikanische Datingshow fe  
halbnackte Teenager die MTV überträgt  
Setzen Sie sich doch. Mine! Maiken!  
Aber nur ganz kurs.

Ein niedriger dunkelroter Lederpuff mir abgeschabrer Goldornamentik, Marokko, SOer  
Jahre, ist die einaige Site-gelegenheit neben dem Sofa, und die Stiche in den Rippen legen  
sich als Stachelband um meine Brust, als ich mich

hinhocke. Dem Kissen auf der Sofalehne hinter den Zwi lingen ist das Autokennzeichen NE  
- WZ - 834 auf-gestickt. Die Mutter steht noch immer im Türrahmen, neugierig, was nun  
geschieht. Die Tiere im Stall sagen die Wahrheit. Was sagen sie?

Ich möchte mich gern bei euch beiden bedanken, beginne ich.

Wo ist denn Annika? unterbricht die eine der beiden mich. Wir haben sie gar nicht mehr  
gesehen.

So sehr überrascht mich diese Frage, daß es mir einfach nicht gelingen will, mir etwas  
ausdenken, ich kann nur lächelnd den Kopf schütteln, immer wieder, was völlig  
unverständlich wirken muß und was ich schließlich selbst nicht mehr aushalte. Ich muß jetzt  
gehen, sage ich und stehe auf, wobei mir einfällt, daß ich den beiden etwas geben möchte,  
und ich nestle meinen Geldbeutel hervor, in dem sich jedoch nur ein Hunderter findet, aber  
um Wechselgeld kann ich ja schlecht fragen, und so halte ich den beiden den Schein hin,  
und sie zupfen ihn mir aus der Hand, und ich kann mich endlich dafür bedanken, was sie für  
mich in der Nacht, dort am Strand, getan haben. Wie Engel seien sie mir erschienen, sage

ich, dann beeile ich mich hinauszukommen aus dem kleinen Raum, an der Mutter vorüber und durch den engen Flur der niedrigen Kate ins Freie.

Vorsichtig, auf den Schmerz achtend, hole ich Atem, merke, daß ich den Kopf noch immer einziehe, und richte mich auf. Es regnet ein wenig, sehr dünn zerstäubte, in der

Windstille plusternd wabernde Schlieren. Ich gehe los, und ehe ich mich versehe, bin ich am Hotel Seepferdchen vorüber und wieder in dem Tal zwischen den Ferienhäusern, habe den Leuchtturm im Rücken und gerate entlang verro. steter Stacheldrahtzäune und Hagebuttensträucher wie schon einmal, am ersten Tag unseres Aufenthalts, an jenes Wäldchen, auf das ich von meinem Fenster herabsehe. Ich zögere, ob ich nicht umkehren soll, eine feuchte Kälte scheint über dem seifig glänzenden Weg zu stehen, der zwischen die dünnen Pappelstämmchen mit ihren toten weißen Ästen führt. Wieder kommt mir dieser Ort seltsam durchsichtig und irgendwie nicht naturhaft vor, der glit-schig-dunkle Boden so nackt, überall Brombeerranken, und das knöcherne Schaben der Äste klingt, als hätte dieser tote Wald sein eigenes, geisterhaftes Atmen. Doch langsam taste ich mich in der einsetzenden Dämmerung voran.

Die kaputte Bank, an der ich Annika traf, kommt aus dem Nebel, das vermoderte Holz, ein Abfalleimer aus verrostetem Drahtgitter, schiefgetreten in seiner Verankerung. Irgendwie ist es hier, als gäbe es die Insel gar nicht, dieses Schiff unter dem Himmel. Eine kleine Hand schiebt sich in meine Hand.

Ich reiße meinen Arm weg und trete entsetzt einen Schritt zur Seite. Was ist das? Tim.

Erleichtert sage ich es:

Tim.

Sein rundes Gesicht mit den blonden Haaren, die ihm dünn und seidig ins Gesicht hängen. Die Stupsnase und der immer etwas geöffnete Mund mit den großen

Schneidezähnen. Seine weiche kleine Hand, die sich erneut in meine schiebt. Jetzt lasse ich es geschehen. Was machst du denn hier, Tim?

Er zuckt die Achseln, wie abwesend.

Und Kekke? Wo ist Kekke?

Im Kindergarten.

Wie schmutzig er ist, die Hose völlig verdreckt, wohl gerade erst aufgestanden aus jener Kuhle dort unter den Brombeerranken. Wie kalt seine Hand ist. Und er sieht mich ebenso ertappt an wie Annika, als ich sie hier getroffen habe. Ertappt wobei? überlege ich und mustere ihn, und da ist es plötzlich, als wachte er auf und freute sich sehr, mich zu sehen, und lacht fröhlich, als ob seiner Kindlichkeit dieser Ort nichts anhaben könnte. Das war bei Annika anders, da verlor sich das schlechte Gewissen nicht aus dem Blick, denke ich, und eine so tiefe Verzweiflung steigt in mir auf, daß ich einen Moment lang meine, an dem Nebel und der Enge zwischen den geisterhaft dünnen Stämmchen dieses toten Waldes ersticken zu müssen. Mit einem Mal fällt mir alles wieder ein. Wie meine Hand ihr Gesicht traf. Das Blut und ihr Blick dann, bevor sie aufsprang und weglief. In diesem Blick dieselbe Enttäuschung wie all die Jahre. Jetzt aber für immer, denke ich. Jetzt hab ich sie verloren. Komm, sagt Tim leise, verstecken wir uns.

Verstecken ist gut, denke ich und frage: Was muß ich tun? Doch Tim sagt nichts, sondern geht einfach los und

führt mich an seiner Hand ins Unterholz, als wäre ich das Kind, wenn auch seltsamerweise riesengroß, und er achtet darauf, daß ich mich nicht stoße und ihm zu folgen vermag auf dem schmalen Pfad, der sich mit jedem Schritt vor seinen Füßen auftut, wo ich nichts als dichtes Dornengestrüpp und wucherndes Unterholz sehe. Immer mal wieder sieht er sich nach mir um und zu mir hinauf, als führte er einen Zeppelin spazieren an einer Zeppelinhand, die hoch in den Himmel reicht, dann mustert er mich skeptisch, und ich nicke, und es geht weiter, so langsam, so kindhaft, daß ich, als er schließlich stehenbleibt und meine Hand losläßt, nicht sagen könnte, ob wir lediglich zehn Meter vom Weg sind oder unendlich weit in den Tiefen dieses Wäldchens. Meine Jacke ist von den Dornen zerrissen. Durch die Ledersohlen meiner Schuhe dringt Feuchtigkeit, die hier bei jedem Schritt aus dem Boden steigt.

Jetzt, erklärt Tim, müßten wir krabbeln.

Krabbeln? Auf allen vieren?

Ja.

Er nickt ernst, und dann ist er, mit dem Rücken vor-an, um den Dornen zu entgehen, bereits unter einem Vorhang aus Brombeerranken verschwunden. Ich versuche ihn zu erspähen, indem ich mich wie in einer Spielzeugwelt auf die Zehenspitzen stelle, doch das Gestrüpp ist zu dicht, und es ist auch beinahe schon dunkel. Ich gehe auf die Knie. Bei der ersten Berührung mit dem Boden spüre ich, wie meine Hose naß wird. Was mache ich hier eigentlich? frage ich mich kopfschüttelnd, bemerke aber, daß der

190

Schmerz überraschenderweise erträglich bleibt, und so folge ich Tim. Es gibt so etwas wie einen niedrigen Gang, gerade noch hoch genug für mich, nicht zu erkennen, ob der Junge dieses Versteck selbst angelegt oder nur entdeckt hat. Vielleicht flüchten schon Generationen von Urlaubskindern hierher, wenn sie genug haben von der gesunden Seeluft, der Sonne oder ihren Eltern. Ich versuche mir das gerade vorzustellen, während ich auf allen vieren weiterkrabbele, den Kopf geduckt und vorsichtig darauf bedacht, nicht in Dornen zu greifen, da öffnet sich der Gang plötzlich zu so etwas wie einer Höhle, und vor mir sitzt Tim im Schneidersitz und betrachtet mich vergnügt.

Arschkalt hier, sage ich und muß lächeln, während ich mich ihm gegenüber setze und warte, was nun geschieht.

Doch es geschieht nichts. Tim lächelt mich nur an.

Offenbar findet er es großartig, daß ich mit ihm gekommen bin, und es ist, als genüge ihm das. Irgendwann aber zieht er ein Spielzeugauto aus der Hosentasche, ich erkenne es sofort, es ist das Batmobil aus seiner Sammlung; sorgsam stellt er es zwischen uns. Es ist ein altes Modell, noch ganz amerikanischer Straßenkreuzer, nur gibt es statt Fahr-gastzelle und Rückbank lediglich eine Plastikkuppel über dem einzigen Sitz, und die Heckflossen sind spitzer und höher als alle Realität.

Schau mal. Er läßt den Wagen langsam über die nackte Erde rollen.

Was denn?

Ich zeig dir was. Aber du mußt dich hinlegen.

Bemüht, den Schmerz dabei in Schach zu halten, lege ich mich auf die kalte Erde. Wie muffig es riecht. Es kommt mir so vor, als spürte ich einen dünnen Lufthauch, der von irgendwo heraufweht. Was willst du mir zeigen? frage ich Tim.

Da, sagt er und schiebt den Wagen vor mein Gesicht, wendet und fährt Pirouetten, nur für mich waghalsige Kurven und Achten, bis ich es sehe: Aus dem Auspuff des Bat-mobils kommt eine Flamme, ein einstmals wohl roter, nun ins Lachsfarbene vergilbter Plastikdorn, der ein Stückchen herauszüngelt, wenn der Wagen fährt, um sich dann wieder zu verstecken wie eines dieser Tiere der Tiefsee.

Toll sage ich, und er stoppt den Wagen. Ich schließe die Augen, und es kommt mir so vor, als fühlte ich an meiner Schläfe das Gewicht der Erde unter mir. Gehen wir jetzt nach Hause? frage ich irgendwann, als ich die Augen wieder öffne. Dicht vor meinem Gesicht die Scheinwerfer des Batmobils in der Nacht. Tim lächelt mir zu und nickt.

Am nächsten Morgen verlasse ich, noch bevor die anderen aufgestanden sind, das Haus, mache erst einen langen Spaziergang am Strand, noch einmal bis zur Südspitze, frühstücke dann im Café Lundt und warte darauf, daß Annika sich meldet. Als bis Mittag kein Anruf gekommen ist, halte ich es nicht mehr aus. Wenig später klinge ich ein zweites Mal im Hobokenweg in Kampen.

Da sind sie ja wieder. Ihr Gesicht ist schon besser oder?

Ich nicke, und Helen Salentin bittet mich herein. Das müssen Sie sehen, murmelt sie über die Schulter, während ich ihr folge. Heute trägt sie Schuhe, flache hellbraune Le denilipper. Der Fernseher läuft. Wieder der Blick in einen leeren Börsensaal und wieder ein Moderator, der zur Kamera heraufschaut. Die Fed senkt in einer dramatischen Geste eineinhalb Stunden vor Börsenbeginn in New York den Leitzins um 75 Basispunkte von 4,25 auf 3,5 Prozent, was es seit 1984 nicht mehr gegeben hat. Die Intervention ist außerhalb der regulären Fed-Zinssitzung beschlossen worden und allein deshalb schon bemerkenswert. A shot in the arm, murmelt Helen und bleibt wie gebannt vor dem Bildschirm stehen.

Wie bitte?

Der Markt ist ein Fixer und braucht Stoff. Ihre Stimme scheint von weit her zu kommen. Die Zinssenkung soll dem Verbraucher mehr Geld aufs Konto bringen. Das ist wie ein Schuß direkt in die Armvene.

Und wieso?

Die Börsen waren in den vergangenen Monaten bemerkenswert stabil, was die Anleger hat glauben lassen, ihre Aktien seien von den faulen US-Hypothekenkrediten nicht betroffen. Sind sie aber doch. Heute morgen ist der Dax gleich mal um fünf Prozent abgestürzt. Helen Salentin hält die Fernbedienung wie einen übergroßen Schlüssel in Hand. Irgendwo hier ist Annika, denke ich und gehe

sur dem Bildschirm

des aufgeklappten Laptops winzige Charts und farbig hinterlegte Eingabefelder. Schatten Alle über das Haus, in den Garten und auf das braune Gras. Dahinter das Watt, Das Wetter ist besser geworden. Am Morgen standen die Mo. wen am Strand aber glitzernden Wellen, Nie hatte Annika bei mir ein Zuhause, immer waren wir einander beide nur Besuch. Ich wüßte gern, wie jenes Einverständnis zwischen uns sich angefühlt hätte, das es in Familien gibt, bevor es dann für immer verlorengeht. Kinder schenken ihren Eltern die Trauer um den Verlust von Kindheit, Familie ist Zeit, die vergeht, und zugleich der Schutz vor ihr. Alle Zeit birgt sie in sich, Genealogie ist verkörperte Erwartung, und zugleich hebt sie, indem sie uns zurtückschickt in Vergan-genheiten, die nicht unsere sind, die Zeit auch wieder auf. Jetzt geht es los, sagt Helen Salentin.

Ich lehne meine Stirn kurz an das kühle Glas, dann streiche ich mir mit beiden Händen über das Gesicht und gehe zurück zu ihr, so müde. Sie nimmt den Blick nicht vom Bildschirm. Die Kamera zeigt einen Balkon, auf dem dicht bedrängt Männer stehen und lächeln, im Vordergrund zwei breitschultrige Schwarze in roten und lilafarbenen Anzügen.

Wer ist das?

Keine Ahnung. Irgendwelche Sportler, die heute die Glocke läuten dürfen.

Im selben Moment drücken die beiden auf einen Knopf, man hört das Läuten einer Glocke, und alle win-

ken in die Kamera. Doch schon schneidet die Bildregie hinab in den Börsensaal, doch wiederum nur für eine kurze Einstellung, denn während man noch die Händler zu erfassen versucht, ist auch schon die Anzeigerafel im Bild, und wir sehen zu, wie der Dow abstürzt, minus einhundert, zweihundert, minus vierhundert, vierhundertfünfzig Punkte in wenigen Minuten. Ängstlich und fasziniert zugleich starre ich auf den Bildschirm: So sieht also ein Börsencrash aus. Die Kamera zeigt die hilflosen Gesichter der Broker auf dem Parkett. It does feel like there is panic out there, and there is little sense that it is bottoming out. Lucy Mac Donald, Chief Investment Officer of Global Equities at RCM Ltd. in London. It is difficult to find a safe haven.

Helen Salentin sagt kein Wort. Längst hat sie den Laptop auf den Knien und tippt.

Und jetzt?

Sie lacht tonlos. Mein Mann, murmelt sie, erzählte früher immer die Geschichte von dem Städter, der ans Meer kommt, und es ist Sturm, und er fragt den alten Fischer, ob er nicht ein Rezept gegen die Brandung hat.

Nein, hat er nicht. Der Alte weiß nur: In sechs Stunden wird das Meer wieder ruhig sein.

Und die, die ertrinken? Das ist zynisch.

Aber es ist die Wahrheit.

Dieser Sturm ist von Menschen gemacht. Er ist keine Naturgewalt.

Sind Sie sich da so sicher?

Schweigend arbeitet Helen Salentin noch eine Weile

weiter, dann klappt sie das Laptop zu und schaltet den Fernseher aus. Ich muß plötzlich lachen.

Was ist so lustig? will sie wissen.

Ich habe gelesen, gerade Adam Smith, der sich ja diese Theorie der Unsichtbaren Hand ausgedacht hat, soll sehr darunter gelitten haben, daß es seiner festen Überzeugung nach keinen Gott gebe und der Weltraum von nichts als endlosem Elend und Jammer erfüllt sei.

Sind Sie eigentlich gern Vater geworden?

Ohne auf eine Antwort zu warten, steht Helen Salentin auf und öffnet zwei Fensterflügel zum Garten. Das Knirschen, als ihr Fuß über die niedrige Stufe hinab in den Kies stößt. Eine weite Rasenfläche, die zum Meer hin leicht abfällt. Der Steg, den ich neulich schon bemerkt habe und der ziemlich weit ins Watt hinausführt, das in der Sonne schimmert wie ein riesiges nasses Tier. Unsere Schritte wummern auf den grauen Eichenbohlen, wir gehen schweigend bis zum Ende. Ich schaue zum Haus zurück. Helen Salentin starre in den Priel, der noch immer ablaufendes Wasser führt, leicht gekräuselt von einem kaum spürbaren Wind.

Sie haben schon recht, sage ich. Eigentlich weiß ich nicht genau, was es bedeutet, ein Kind zu haben, obwohl es Annika schon dreizehn Jahre gibt. Ich glaube, es kam mir all die Jahre so vor als stimmte etwas nicht; als gäbe es in unserem Verhältnis so etwas wie eine raue Stelle, eine nicht begradigte Kante, Sand, der scheuert. Inzwischen glaube ich, daß die Liebe der Väter zu ihren Kindern nicht

derjenigen der Mütter gleicht. Früher war ich überzeugt, das dürfe so nicht sein.

Sie zündet sich eine Zigarette an. Was haben Sie denn gedacht, wie man Kinder lieben müsse?

Sie werden lachen, aber ich dachte, es gäbe da etwas Unverbildetes, sozusagen Göttliches in jedem Kind, das durch mich nur zerstört werden könnte. Deshalb hatte ich immer eine große Scheu, mich einzumischen. Dadurch würde die natürliche Freude und Sicherheit des Kindes zerstört, wie ein schönes Glas, das irgendwann den ersten Sprung bekommt. Bitte nicht durch mich, dachte ich.

Aber Kinder sind hilfsbedürftige Geschöpfe.

Ja. Ich weiß auch nicht, weshalb ich davon überzeugt war, Kinder müßten sich sozusagen selbst bilden. In den 70er Jahren glaubte man das wohl. Irgendwie weigern wir uns doch alle, unsere elementarste Aufgabe wahrzunehmen.

Und die wäre?

Diese unfertigen Wesen, die ja Fremdlinge in dieser Welt sind, in sie hineinzuführen.

Ich weiß, was Sie meinen. Aber ich kann Sie beruhigen: Annika ist ein wunderbares Kind.

Sie müssen sich wirklich keine Sorgen um sie machen.

Ich möchte jetzt vor allem mit ihr sprechen.

Ja. Sie lächelt und wirft die Zigarette ins Wasser. Wußten Sie, daß das Haus hier gleich nebenan einmal einem Erleger gehört hat?

Ja, Peter Suhrkamp. Ich glaube, er hat es verkauft, um sich die Rechte an Joyce oder an Proust leisten zu können,

ich weiß es nicht mehr genau. Meine Mutter hat das immer erzählt.

Davon weiß ich nichts. Jedenfalls steht es leer. Manchmal bin ich gern dort. Es ist ziemlich heruntergekommen, die Farbe blättert von den geschlossenen Läden, der Weg wuchert zu, und im Swimmingpool liegt eine dicke Schicht Laub auf den blauen Kacheln.

Ich möchte jetzt wirklich gern zu Annika.

Bitte, sagt sie und lächelt, doch als wir wieder im Haus sind, geht sie wortlos in die Küche und kommt mit einem Tablett wieder, mit Gläsern und einer Wasserkaraffe, holt dann den Aschenbecher und ein Schälchen mit Gebäck.

Ich stehe einfach da, warte und sehe ihr zu und muß plötzlich wieder daran denken, wie ich als Kind tagelang in Mutters Buchladen saß und diese kleinen Flugzeuge aus Balsaholz reparierte, die sie verkaufte und die immer so schnell kaputtgingen. Eines Tages kam Erik Ode herein, der Kommissar aus dem Fernsehen, und ich war so aufgeregt, daß ich kein Wort herausbekam, als er mich nach dem Flugzeug fragte, an dem ich gerade herumbastelte.

Wie lange das alles her ist, denke ich und dann an diese dünnhalsigen Joggerinnen, Mitvierzigerinnen mit knöchernen Hüften, die man auf dem Radweg zwischen Rantum und Hörnum sehen kann, immer allein und mit diesem starren Blick; die hat es in meiner Kindheit nicht gegeben, nicht einmal hier, auf Sylt.

Kennen Sie Valeska Gert? frage ich und setze mich.

Helen Salentin schüttelt den Kopf und gießt mir ein.

Sie haben ihr Photo sicher schon einmal gesehen, es ; in allen Bildbänden über Sylt auf, immer dasselbe, Ite, vogelhafte Frau mit kurzen strubbeligen Haaren, rotem Mund und großen, geschminkten Augen. Auf

Bild trägt sie einen schwarzen Lederanzug.

Und?

In den 20er Jahren war sie ein Star. Grotesktanz nann-man, was sie damals in Berlin machte, irgend etwas zwi-den Pantomime und Veitstanz, mit heftigen Zuckungen und einer Stimme, die vom Knurren eines Tieres über das Mmern eines Kindes bis zum Röcheln einer Sterbenden alles umfaßt haben soll. Sie war Jüdin und ist 1939 emigriert, über London nach New York, dort verfiel sie darauf, eine Bar zu eröffnen, in der die Bedienten tanzten und sangen, was sehr erfolgreich war. Als sie dasselbe nach dem Krieg in Berlin versuchte, blieb der Erfolg aber aus. Also zog sie sich in ihr Ferienhaus auf Sylt zurück, das sie noch Anfang der 30er Jahre erworben hatte, eine einfache Kate mit Reetdach hier in Kampen, verborgen hinter mannshohen Heckenrosen in einer Stichstraße, die sich damals noch in der Heide verlor. Dort eröffnete sie 1951 den Ziegen-stall, wieder mit demselben Konzept und wieder nur mit mäßigem Erfolg. Meine Mutter, die als junge Buchhändlerin im Sommer auf Sylt arbeitete, ging dort manchmal hin, Wie seltsam. Und weshalb erzählen Sie mir das? Ich weiß nicht. Ich mußte einfach daran denken. Sie

habe die Menschen auf eine gewisse Weise erkannt, wie meine Mutter immer. Man habe sich bei ihr veredelt. Das hat mich immer sehr angerührt. Die Sehnsucht dieser alten Frau und die Sehnsucht der jungen, die für eine Saison nach Sylt kamen, um sich etwas dazu zu verdienen. Und die sie dann zu Auftritten ermunterte. Und die bei ihr vielleicht etwas fanden, was es damals in diesem Land eigentlich gar nicht mehr gab.

Was meinen Sie?

Einen Geisterraum, wenn Sie so wollen, in dem noch etwas vom Glamour der zwanziger Jahre überdauerte. Und Valeska Gert war das Medium.

Waren Sie jemals dort?

Aber nein. Ich war damals ja noch ein Kind. Aber meine Mutter hat mir viele Geschichten aus dem Ziegen-stall erzählt.

Zum Beispiel?

Zum Beispiel sei eines Tages eine Frau in die Buchhandlung gekommen, barfuß und mit nichts als einem grünen, irgendwie indischen Tuch gekleidet, und habe mit einer sehr tiefen Stimme nach Arbeit gefragt. Meine Mutter schickte sie zu Valeska Gert, und dort ist sie dann auch aufgetreten, und ihre Auftritte müssen sensationell gewesen sein. Sie nannte sich Carmen. Anfangs kostümierte sie sich wohl mit Perücke, falschen Wimpern und Federboa, doch Valeska Gert habe ihr gesagt: Du brauchst das nicht, Laß das alles weg. Komm, wie du bist. Und so habe sie einfach jenes grüne indische Tuch getragen, und alle

200

hätten den Atem angehalten. Einen schöneren Menschen, schwärmte meine Mutter noch Jahrzehnte später, habe sie ihr ganzes Leben lang nicht gesehen. Sie habe sich unglaublich lasziv bewegt. Irgendwann habe sie dann das Tuch gelassen und stand da in ihrer ganzen Schönheit. Und einmal, erzählte mir meine Mutter später etwas verschämt, aber auch mit

offensichtlichem Stolz, dabeigewesen zu sein, habe sie sich nach ihrem Tanz mit einer ungeheuren Grazie hingehockt und mitten in das Lokal gepinkelt.

Ich verstehe nicht.

Das habe ich auch gesagt. Na, damit alle sehen konn-ten, daß sie wirklich eine Frau war, erzählte meine Mutter, und erst da begriff sie, was es mit Carmen auf sich hatte, die eigentlich aus Berlin stammte und Horst hieß, Friseur war und sich in Casablanca hatte operieren lassen, woher sie in jenem Sommer gerade zurückgekommen war, braungebrannt von Kopf bis Fuß und natürlich voller Drogen.

In welchem Jahr war das?

Das muß 72 gewesen sein. Leider erinnere ich mich nicht, sie jemals gesehen zu haben. Aber vergessen kann ich ihre Geschichte auch nicht. Carmen sei eigentlich sehr unglücklich gewesen, erzählte Mutter, weil sich jetzt, da sie endlich eine Frau war, kein Mann an sie herantraute.

Man bewunderte ihren schönen Körper, aber das war auch schon alles, und so habe sie sich immer zur Schau stellen müssen. In den 80er Jahren ist sie dann in München-Haar eingeliefert worden, in die Psychiatrie, und nun ist sie schon lange tot.

Und Valeska Gert?

Wenn im Herbst die letzten Gibste die Insel verließen und die Winterstürme begannen, die Wellen einzufrieren hat sie sich unters Dach zurückgezogen und mie ihrer Kare ze ins Bett gelegt, an dem ein großer Fernseher stand; so hat sie überwintert, sehr einsam, withrend der Wind durchs vermoderte Reet pff, in dem der Dachs nistetes dort ist sie In einem Winter dann auch gestorben.

Helen Salentin zünder sich wieder eine Zigarette an.

Darf ich Sie etwas fragen?

Bitte.

Lebt Ihre Mutter noch?

Nein. Ich gieße mir nach und trinke mein Glas, in kleinen Schlucken, vornübergebeugt, erneut aus. Fühle mich mit einem Mal fürchtbar müde und lasse meinen Kopf auf die Lehne des Sofas fallen. Sie haben recht, sage ich. Elgentlich hoffe ich auf meinen Reisen immer schon und immer noch, einmal in eine Buchhandlung zu kom-men, wie meine Mutter sie hier auf Syle hatte. Wahrscheinlich sogar sie wiederzufinden.

Wieso habe ich recht? Ich habe nichts dergleichen gesagt,

Nicht? Ich dachte.

Nein, Aber sprechen Sie weiter.

Wissen Sie, es gib so unendlich viele Bücher, viel zu viele, und es erscheinen immer noch mehr, doch in Wirk-lichkeit stehen sie sich langsam weg aus unserer Welt. Die Bücher verschwinden. Und ich weiß nicht, was ich dann

un soll. Deshalb hat Valeska Gert mich wohl immer so fas-ziniert. Die Vorstellung, daß etwas, das es eigentlich schon gar nicht mehr gibt, im Verborgenen überleben könnte.

Für eine Weile zumindest, sage ich leise und spüre, wie mir die Augen vor Müdigkeit zufallen, spüre, wie ich dasitze unter ihrem Blick, spüre Helen Salentin dicht neben mir, aber sie sagt nichts. Irgendwann höre ich sie vorsichtig aufstehen. Höre, wie sie sich eine weitere Zigarette anbrennt.

Wo ist Annika? frage ich und öffne unter Anstrengung meine Augen.



Machen Sie sich keine Sorgen, sagt Helen Salentin ruhig. Annika geht es gut.

Ich möchte sie jetzt sprechen.

Sie ist nicht hier.

Was meinen Sie damit? frage ich überrascht, plötzlich wieder wach. Was heißt: Annika ist nicht hier?

Helen Salentin drückt die Zigarette im Aschenbecher

aus. Julian ist mit ihr zu Freunden gefahren.

Die Silvesternacht schießt mir wieder durch den Kopf und wie sie und ihr Sohn sich küßten, und im selben Moment ist meine Wut wieder da. Mir reicht es jetzt! schreie ich und springe auf. Fickt Ihr Filius gerade meine Tochter «der was?

Sie vergessen sich. Helen Salentin sieht gelassen zu mir auf. Die Haushälterin kommt aus der Küche und mustert mich. Aber ich werde Ihnen natürlich die Adresse geben, wo ich Ihre Tochter jetzt aufhält, wenn Sie darauf bestehen.

Sie ist doch noch ein Kind.

Verachtung fließt in ihren kühlen Blick wie das Gelbe aus einem aufgestochenen Eidotter.

Das glauben Sie doch selbst nicht.

Als ich sie frage, ob denn niemand da sei, schüttelt Kekke den Kopf, ohne den Blick aus dem Buch zu nehmen, doch als ich mich dann in die andere Ecke des Sofas setze, legt sie einen bunten Papierschmetterling zwischen die Seiten, klappt das Buch zu und sieht mich an. Alle sind am Strand.

Ich hatte aber keine Lust.

Ich weiß zuerst nicht recht, worüber ich mit ihr reden soll, doch dann sprechen wir über Tintenherz und sie erzählt begeistert davon, wie toll sie es fände, wirklich in ein Buch hinein und so in eine ganz andere Welt zu gelangen, und wie unheimlich es andererseits wäre, wenn aus allen Büchern, wenn man nicht aufpaßte, tatsächlich fremdartige Wesen in unsere Welt kämen.

Ja, sage ich und denke, daß nichts anderes, solange

Menschen lesen, geschieht.

Und Annikas Oma hat wirklich hier auf der Insel gewohnt und Bücher verkauft? Obwohl Annikas Opa ganz woanders war?

Zerstreut nehme ich ihr Buch in die Hand und halte es fest wie einen Talisman. Unzählige Bücher hab ich in meinem Leben so im Schoß gehalten, die bedruckten Sei-

ten zwischen meinen offenen Händen. Ja, sage ich, denn sie war verliebt.

Kekke sieht mich entsetzt an.

Ich schüttle lächelnd den Kopf, und auch Kekke kachelt sofort, froh, daß ich wohl nur einen Scherz gemacht habe.

Wann kommt Annika wieder? will sie wissen, Ich weiß es nicht.

Sie nickt und überlegt, und ich kann sehen, wie schwer es ihr fällt und wie sehr sie sich überwinden muß, auszusprechen, was sie denkt. Doch schließlich preßt sie es leise hervor: Von mir aus kann sie wegbleiben. Für immer wegbleiben.

Das hatte ich nicht erwartet. Ich spüre, daß ich wütend werde, und will ihr gerade etwas entgegen, als plötzlich Schritte zu hören sind, ein Schlüssel in der Tür und Stimmen im Flur. Achim sagt etwas, Jacken werden an die Garderobe gehängt, Gummistiefel abgestreift, dann kommt Susanne mit von der Kälte roten Wangen herein, den Schal noch um den Hals. Überrascht, mich zu sehen, begrüßt sie Kekke nur kurz, bevor sie in der Küche

verschwindet. Tim, bittend, er wolle Nutellaabrote zum Abendessen, folgt ihr auf dem Fuß. Als er mich entdeckt, bleibt er zunächst wie gebannt stehen und beeilt sich dann, schnell zu seiner Mutter zu kommen.

Kekke hat sich nicht gerührt. Jetzt sieht sie mich wieder an. Meine Wut ist verschwunden. Wortlos gebe ich ihr das Buch zurück, das erzählt, wie Menschen in Bücher hin-

ein- und wieder hinausgehen. Was, frage ich mich, wird wohl in zehn Jahren, wenn sie gerade erst beginnen könn-te, in den wirklichen Geschichten der Menschen zu leben, von meiner Welt der Bücher noch übrig sein. Kekke rutscht dicht an mich heran. Bist du mir böse?

Aber nein.

Und wenn Annika wiederkommt, flüstert sie, haust du sie dann wieder?

Ich schüttle traurig den Kopf. Es tut mir wirklich leid, Annika geohrfeigt zu haben, so etwas darf man nicht tun.

Aber weißt du was? Im richtigen Leben ist es wie in deinem Buch. Du denkst, du gehörst zu den Guten, und dann wachst du plötzlich in einer anderen Geschichte auf, in der du böse bist. Und du kannst machen, was du willst: Immer tust du denen weh, die du liebst. Es gibt niemanden, auf den du dich verlassen kannst, Kekke. So, wie sich Annika nicht auf mich verlassen konnte. Es sei denn, du weißt, wie die Geschichte ausgeht. Aber weißt du was? Das Leben ist gar nicht so wie dein Buch, und es gibt niemanden, der weiß, wie es ausgeht. Kekke sieht mich mit großen Augen an und nickt stumm, blättert lange in Tintenherz, und ich denke schon, sie will weiterlesen, doch dann fällt der Papierschmetterling heraus, ihre Schultern beginnen zu zucken, und ich begrei-fe, daß sie weint. Ich hätte meinen Mund halten sollen, denke ich und will gerade etwas sagen, um sie zu trösten, da springt sie auch schon auf und läuft schluchzend in die Küche. Als Susanne mit schreckgeweitetem Blick auf-

taucht, nehme ich zwei Äpfel aus der Schale auf dem EB-tisch und gehe wortlos hinaus. Susanne deckt den Frühstückstisch und erwidert meinen Gruß nur mit einem Nicken. Achim lehnt an der Spüle und schlürft seinen Kaffee aus einem achteckigen Pott, dessen Glasur perlmuttern in allen Regenbogenfarben schim-mert. Ohne aufzuschauen, murmelt er in den dampfenden Kaffee hinein: Wir finden, du solltest abreisen.

Es dauert einen Augenblick, bis ich begreife, was er gesagt hat. Überrascht sehe ich mich nach Susanne um.

Susanne ist meiner Meinung. Ich bin beruflich sehr eingespannt, und da kann ich es nicht zulassen, daß jemand in der für uns so kostbaren Urlaubszeit Konflikte in die Familie hineinträgt, die vor allem die Kinder, aber auch meine Frau und mich belasten.

Susanne?

Susanne verteilt das klirrende Besteck auf dem EB-tisch. Ich warte, daß sie zu uns in die Küche kommt, doch als die Messer und Löffel neben den Tellern plazi-ert sind, geht sie, als hätte sie uns nicht zugehört, zum Erker hinüber und starrt aus dem Fenster. Ich höre Achim seinen Kaffee schlürfen und spüre seinen Blick unangenehm im Rücken; warte, ob Susanne es sich anders überlegt, doch sie rührt sich nicht.

Und was ist mit Annika? frage ich schließlich.

Deine Sache. Das geht uns nichts an.

Verstehe. Natürlich will ich euch den Urlaub nicht verderben. Wahrscheinlich war das Ganze sowieso eine dumme Idee, sage ich und halte einen Augenblick inne, um Susanne

Gelegenheit zu geben, etwas zu erwidern, doch sie sagt nichts. Ich möchte euch nur bitten, bis mor gen bleiben zu dürfen. Ich will noch einmal versuchen, mit Annika zu sprechen. Wäre das in Ordnung? Ich werde auch den ganzen Tag unterwegs sein. Achim stößt sich mit einem Schwung seiner Hüften von der Arbeitsplatte ab und stelle die leere Tasse in die Spü-le. Einverstanden, sagt er und drückt sich an mir vorbei. Seine Schritte klappern die Treppe hinab, und ich warte noch immer, daß Susanne etwas sagt, doch erst, als ich zögerlich einen Schritt auf sie zumache, dreht sie sich um, als hätte sie darauf nur gewartet, und dann ist sie auch schon aus dem Zimmer. Keine Ahnung, warum ich mit einem Mal an Münster denken muß, ewig habe ich nicht mehr an die Stadt gedacht, und jetzt stehe ich da und überlege, wie lange Susanne und ich uns kennen, und stelle mir dabei diesen tiefen Himmel über der Stadt vor, dessen graue Wolken-bänke, anders als hier, nur schwerfällig vorankommen. Und an das leise Klacken tief im Inneren des Doms muß ich plötzlich denken und an das dünne Licht, und daß durch die hohen Fenster kaum Licht auf das meterhohe Zifferblatt der astronomischen Uhr fiel, auf die Tierkreise und Planeten, und wie klackend einer der Zeiger weiter-

ruckse, und man lauschte darauf, als hielte man sich das Steinerne Gehäuse des Doms selbst ans Ohr, wie es tickt und schnarre hinter dem Zifferblatt, und immer habe ich mir vorgestellt, der ganze Dom sei eine riesige Uhr, riesig die uralten Gestänge und Radwerke, die steinernen Gewichte und Kettenhemmungen, stockwerkhoch in den Türmen und in den Säulen und in allen Mauern und alle Bögen hinauf und hinab. Ich darf nicht mehr warten, denke ich, hab keine Zeit mehr; ohne zu überlegen fahre ich los.

Der Asphalt ist noch naß vom Regen in der Nacht, und die Reifen zerstäuben das Wasser mit leisem Sirren.

Die Straße führt geradeaus Richtung Norden, links die hohen Dünen, rechts das Brackwasser hin zum Festland, hier gilt achtzig, doch ich beschleunige auf der freien Gerade bis über hundert. Die gleichförmigen Bauten der Hapimag-Siedlung in Westerland hinter ihren überdimensionierten Friesenwällen, gegenüber die goldgelben Leuchtkästen einer Bäckerei, deren Lichter sich davor auf dem leeten Asphalt spiegeln.

Kalte Böen, die ihren Ursprung weit draußen auf dem Meer haben, treiben über die Insel, und der Himmel lastet schwer auf dem Tag. Möwen stehen eng zusammengedrückt am Strand, bewegungslos auf einem Bein und wie Wetter-fahnen aus der Gischt gedreht, die über den nassen Sand peitscht. Überdeutlich sehe ich plötzlich, wie einer von ihnen sich das Gefieder lockert und sie überrascht den Hals aus den wärmenden Federn dreht, das zweite Bein tastet nach dem Boden, schon sackt sie zusammen, als setzte sie

sich hin, dann fällt der Kopf zur Seite, plötzlich unnatürlich lang und kraftlos, dann der ganze kleine Körper, und dann ist sie tot. Und schon greift ihr der Wind ins Gefieder und bläht es auf, daß einen fröstelt. Die Köpfe der anderen ducken sich weg, dicht an dicht steht der Schwarm vor der Gischt am Strand, die Augen zu Schlitzeln verengt. Ich stelle mir vor: Der Himmel reißt auf, das graue Wolkengewebe, und ein Sonnenstreifen ergießt sich plötzlich auf den kalten, vom Wind hartgeschrubbten Strand, der unter den bleischweren Wellen des Meeres liegt, und in den weit offenen Pupillen des toten Tiers spiegelt sich dieses schmutzige Licht, das eine Weile über dem Horizont steht, bevor das Grau sich wieder schließt. Wie komme ich nur darauf?

Ich gehe vom Gas und durchquere Westerland auf dem Parcours aus Linksabbiegerspuren, Verkehrsinseln, Fußgängerampeln und rot gepflasterten Fahrradwegen. Als das letzte Haus

in Sicht ist, erhöhe ich mit leichtem Druck auf das Gaspedal die Umdrehungszahl des Motors, der Wagen beschleunigt wieder, ich schalte in den vierten, in den fünften Gang. Sie schüttelt den Kopf. Annika sei nicht da. Nein, das sei kein Vorwand. Ein Ausflug mit Julian. Ins Listland, er wolle ihr das alte Quellhaus zeigen. Helen Salentin verschränkt frierend die Arme über dem dünnen, flaschengrünen Pullover. Ich stehe vor der Tür, und es will mir nicht gelingen zu gehen. Seit Julian nun beinahe erwachsen sei, komme sie immer häufiger allein hierher, sagt sie, während ich schweigend vor ihr stehe. Sie habe es sich deshalb

210

angewöhnt, immer etwas liegenzulassen, am Schluß, wenn die Haushälterin schon weg sei und bevor sie selbst gehe und das Haus abschließe, etwas Lebendiges, das auf sie warte. Ein Stück Obst etwa, das verschimmelt. Der Duft durchziehe dann das Haus. Gestern habe sie ein kleines Stück Treibholz am Strand aufgesammelt, vom Meer ganz glattgeschliffen, naß, und mit einem intensiven Geruch nach Salz und Teer. In einigen Tagen, getrocknet, wird es ganz leicht sein, und das Holz wird entlang der Maserung aufspringen. Schon beginnt das weiße Salz auszukristallisieren, sagt sie, streckt mir zum Abschied die Hand hin und wünscht mir Glück. Die Straße hinter Kampen ist kurvig, es geht vom Geestkern der Siedlung ein wenig hin-ab, rechter Hand öffnet sich der Blick übers Watt, links wieder die Düne, bis irgendwann die alte Straße zum Ellenbogen abbiegt, der Nordspitze der Insel. Die Himmelsrichtungen umstehen die Zeit. Ich erinnere mich: Septentrio ist der Norden, Oriens der Osten, Meridiens ist Mittag, Occidens Westen, und unter dem großen Zifferblatt, das einen Durchmesser von drei Metern hat und über dem eine Madonna thront, gibt es noch ein zweites, ein Kalendarium hinter einem schmiedeeisernen Gitter, eine elfenbeinerne, ringsum beschriebene Scheibe, und plötzlich erinnere ich mich wieder, daß es mein Vater war, der mir das alles zeigte. Wie konnte ich das nur vergessen! Immer wieder sind wir dort gewesen. Und jetzt höre ich auch seine Stimme wieder, und mein Magen krampft sich zusammen. Ich lerne von ihm, auf dem Kalendarium

die Interdiktionen und das Intervallum jeden Jahres abzu-lesen, die Tagesheiligen und Ostern bis in alle Ewigkeit, Unsere Zeit ist nicht diejenige der Welt. Zu schnell tickt unser Herz. Am meisten faszinierte mich der Herold mit seinem Stab, der unermüdlich auf den inneren, unbeweglichen Kreisring deutet. Haec est dies hodierna, steht neben seinem Kopf, als spräche er. Vater übersetzte für mich: Dies ist der heutige Tag, Ich stelle den Wagen auf dem verlassenen Parkplatz ab, steige über die kniehohhe Einzäunung und stapfe durch den Sand in eines der Dünentäler hinein. Wenn als Kind nichts mehr half und ich an nichts mehr Freude hatte, sagte Mutter: Komm, wir gehen in die Wüste. Dann fuhr sie mit mir hierher. Man glaubt, in der Sahara zu sein, zitierte sie jedesmal Thomas Mann. Die einzige Wanderdüne Deutschlands treibt hier mit sieben Metern pro Jahr ostwärts über die Insel. Ununterscheidbar gleichen sich die Dünentäler, jeder Weg führt ins Nichts, mit einem Mal ist man von Sand um-geben, meterhoch, kein Wind reicht herab, kein Geräusch dringt herein, der Himmel: blau und unendlich fern.

Ich weiß nicht, wie lange ich schon durch den Sand stapfe, als ich, über eine letzte Aufschüttung hinweg, plötzlich Annika in den Ruinen sehe. Mein Herz schlägt bis zum Hals. Sie steht vor den Resten der Wandelhalle des Kurbades und späht durch die vom Sand blind und matt geriebenen Scheiben. Hinter ihr verschwindet der rostige Schienenstrang der Schmalspurbahn im Sand, die man um 1900 baute, um das Sole- und Heilbad mit Hörnum zu

webinden, dem damaligen Haupthafen der Insel. Ich rufe, und sie dreht sich um. Ich war mir sicher, sie hier zu fin-den. Vielleicht, weil ich selbst als Kind so gern herkam.

Schon damals war das hier Naturschutzgebiet und das Be-tieten strengstens verboten, kaum ein Tourist kennt die Ruinen, auf den Karten sind sie nicht verzeichnet. Annika hat die Hände in den Taschen ihrer Kapuzenjacke. Ich kann nicht erkennen, ob sie lächelt.

Ermüdend langsam stapfe ich durch den weichen Sand auf sie zu, winke dabei und sehe, wie sie nickt. Julian sehe ich nicht. Wenn Mutter und ich hierherkamen, picknickten wir meist dort, wo sie jetzt steht, im Schatten dessen, was einmal das Brunnen-haus war, auf alten Aufnahmen sieht man es weiß gestri-chen, fragile Jugendstilornamentik in Holz und Gips, schon damals nicht winterfest, nicht für die Ewigkeit, und heute längst verrottet oder verbrannt.

Seltsam: Es ist gar nicht so, wie man immer erwarte te, daß nämlich das, was war, sich langsam davonstiehlt.

Statt dessen kommt wieder näher, was eben noch ferner war So lange habe ich nicht mehr an die Sommer auf Sylt gedacht, und daß ich jetzt wieder hier bin, ist nicht der Grund für die plötzliche Deutlichkeit meiner Erinnerung, vielmehr bin ich wohl hier, weil wieder Gegenwart sein will, was es schon einmal war. Ich rieche den Sand und sehe die Zeit und weiß wieder, wie ich im Sommer auf diesem Sand trieb, als wäre er das Meer. Die schöne braune Hand meiner Mutter taucht hinein, und die Gischt stiebt körnig und heiß mir über den Bauch. Ihr Lachen ist helles

Blau und öffnet die dunkle Höhlung der Lippen. Worüber lacht sie? Sie lacht, bis ich weine, und lacht, bis ich wieder mit ihr lachen kann. Auch das hatte ich vergessen. Ich sehe Annika immerzu an, während ich auf sie zustapfe, so froh, daß sie wieder da ist.

Annika! Endlich! Ist alles in Ordnung?

Hallo Papa. Ihr Lächeln verschwindet. Wie siehst du denn aus? Sie mustert mein Gesicht.

Das? Das ist nichts. Als ich dich gesucht habe, hatte ich ein bißchen Ärger.

Das ist genäht, oder?

Ja. Ich war Silvester noch im Krankenhaus. Ich versuche zu lächeln, obwohl es noch immer weh tut. Ich muß

morgen fahren, sage ich.

Annika sieht mich lange an und kaut auf ihrer Unter-lippe. Bist du gekommen, um mich zu holen? bricht es schließlich wütend aus ihr hervor. Und wenn ich nicht will? Schlägst du mich dann wieder?

Bitte! Annika! Es tut mir so leid!

Mir tut es auch leid! Nämlich, mit dir auf diese ver-fickte Scheißinsel gefahren zu sein. Ich hasse dich! Ich will mit dir nichts mehr zu tun haben.

Und plötzlich ist Julian da, steht neben Annika und fixiert mich abschätzig, ganz der edle Ritter, und fragt sie, ob alles in Ordnung sei. Annika nickt, ohne ihn anzusehen.

Ich hasse dich, sagt sie noch einmal.

Julian wissen.

Hat meine Mutter Ihnen gesagt, wo wir sind? will

Julian wissen.

Ich ignoriere den Jungen. Können wir ein Stick zu-samen gehen, Annika? Bitte, gib mir einen Moment.

Die mustert mich mißtrauisch. Julian nimmt sie am Oberarm. Was soll das bringen? Komm, wir verschwinden.

Doch Annika zögert und entwindet sich schließlich einem Griff. Nein, laß mich. Ist schon in Ordnung. Warte einfach hier.

Und wortlos stapft sie los, immer an den Ruinen entlang, schnell und schweigend, eine ganze Weile lang, bis sie irgendwann stehenbleibt und fragt: Warum ist das eigentlich alles kaputt hier? Julian schaut uns von weitem nach,

Im Zweiten Weltkrieg haben die Nazis die Insel auf-gerüstet, in List die Kaserne gebaut und das Bad zum militärischen Sperrgebiet erklärt. Bis Kriegsende hat es dann die Armee genutzt, danach stand es leer und verfiel. Schließlich wurde hier alles zum Naturschutzgebiet erklärt.

Warum hast du das gemacht, Papa?

Es tut mir so leid, Annika, ich wollte das nicht. Mein Blick irrt über den Sand. Das da ist die Pumpstation, sage ich hilflos und nicke zu einem Betonbunker mit Stahl-tür hinüber, einen Steinwurf entfernt, aus dem dumpfes Brummen zu hören ist. Ein blaues Rohr kommt aus der Wand und schlägt wie eine Seeschlange auf mittelalterlichen Karten einen Bogen, bevor es abtaucht in den Sand.

Das Wasser, erkläre ich, wird nach Rantum geleitet, wo die Abfüllfabrik der Syltquelle steht. Du weißt schon: das Mineralwasser, das es an Silvester gab.

Annika starrt mich an. Ich weiß, sie wartet noch immer auf eine Antwort, doch irgendwann ist es, als gäbe sie auf. Sie schüttelt den Kopf. Fragt: Man pumpt das Wasser aber die halbe Insel? Wieso das denn?

Keine Ahnung. Gehen wir noch ein Stück?

Annika zögert erst, doch dann nickt sie, sehr ernst, ich steige über eine Mauer, an der noch Reste der Fenster. laibungen stehengeblieben sind, und sie folgt mir, Plötzlich knirscht der Sand unter den Schuhen, und mit einem Wisch lege ich schwarz-weißes Fliesenkaro frei. Halb begraben und weitgehend zerstört, erkennt man das Raster von Räumen, die vielleicht einmal die Praxen der Bade-ärzte waren, einen großen Saal, und auf allem, was von den Winden übrig ist, mit dem Ruß blakender Benzinfeuerzeuge gemalte Namen, ins aufgesprungene Holz geritzte Initialen, Herzen, Hakenkreuze, an einer windgeschützten Stelle auf Putzresten ungeschickte Karikaturen mit bunter Kreide, vor allem aber immer wieder und monoton nichts als exakte Daten: Tag, Monat, Jahr. Und dann, mitten dar-in, die Überbleibsel eines Trinkbrunnens, eine hüfthohe Stele drei Stufen hinab, mit den Resten eines goldenen Mosaiks darauf, glitzernde Flechten auf dem narbigen Beton, und ein kupferner Wasserspender in Form eines Schwa-nenhauptes. Ornamente aus Grünspan und Schwefel, die das Wasser dem Beton einst appliziert hat, sintern noch immer bartähnlich auf ein Becken zu, das es so lange schon nicht mehr gibt. Ob es aus Kupfer war? Aus Marmor? Ich reibe einige der goldenen Plättchen blank und versuche mir

den salzig-schwefligen Geruch der Sole vorzustellen. Doch es beginnt zu dämmern, und ich sehe, wie Annika mit dem kleinen Finger das Haar hinters Ohr streicht. Der schwarze Nagellack auf den kurzen Nägeln.

Warum hast du dich damals von Mama getrennt?

Unter meinen Schuhen knirscht der Sand. Die Kin-derfrage, der ich nie mehr entkommen werde. Ich gehe zu ihr und suche ihren Blick. Du weißt es doch. Wir haben uns nicht mehr verstanden.

Und dann geht man einfach weg, ja? Einfach so? Weil man sich nicht mehr versteht?

Nicht einfach. Deine Mutter und ich haben uns furchtbar lange gestritten, immer wieder und bis aufs Blut und bis ich sie irgendwann nicht mehr liebte. Das passiert, Annika. Und schließlich habe ich sogar begonnen, sie zu hassen.

Und mich auch.

Blödsinn! Wie kommst du denn auf so was?

Mich hast du auch verlassen.

Ungeschickt versuche ich sie zu umarmen und erschrecke beinahe, daß sie sich von mir halten läßt. Dies ist der heutige Tag. Ich muß daran denken, an wie vielen Tagen ich nicht da war und an wie vielen ich wegging. Spüre meine Tränen und presse die Augen fest zusammen, um nicht zu weinen. Diesmal will ich nicht lügen. Ich mußte aber gehen, Annika, flüstere ich ihr ins Haar. Wenn ich länger geblieben wäre, hätte ich mein Leben aufgegeben. Und so wichtig war ich dir nicht, flüstert sie traurig.

Ja, das stimmt. Du warst mir irgendwann nicht so wichtig wie ich mir selbst. Das ist die Schuld, Annika, die ich seitdem mit mir herumtrage. Aber ich weiß nicht, was ich sonst hätte tun sollen. Ich weiß nur: Ich hab dich immer geliebt.

Aber du warst nie da. Damals, als ich ins Krankenhaus mußte.

Das stimmt nicht. Deine Mutter hat mich nicht ange-rufen, und das weißt du auch.

Annika macht sich aus meinen Armen los. Ich öffne die Augen, und meine Tränen sind weg. Das glaube ich nicht, sagt sie und schaut mich traurig an.

Es ist aber so. Zwischen deiner Mutter und mir ist vieles geschehen, was du nicht weißt.

Kinder dürfen auch nicht alles wissen. Jetzt aber wirst du erwachsen.

Die Umrißlinien der Dinge verschwinden, als begännen sie, etwas Weiches abzusondern, etwas wie Müdigkeit oder Erwartung. Haec est dies hodierna. Dies ist der heutige Tag. Ich ziehe Annika wieder in meine Arme und halte sie lange fest. Ihre Hände tasten über meinen Rücken, unsicher erst, doch dann ist es so, wie es sein soll.

Gehen wir zurück? Sie lächelt mich an, und ich sehe, wie sie zittert.

Ist dir kalt?

Sie nickt heftig, und der Blick über ihrem zitternden

Lächeln ist wieder ein Kinderblick.

Dann komm.

Als wir wieder über die Mauer steigen, erwartet Julian

uns schon am Rand des Ruinenfeldes. Schweigend stehen wir voreinander.

Was ist nun mit morgen? frage ich schließlich.

Und wenn ich noch bleiben will?

Und deine Mutter?

Ich ruf sie an und erklär ihr alles, versprochen. Und meine Sachen holen wir in Hörnum ab.

Du müßtest mir nur Geld für die Bahn geben.

Du bist erst dreizehn.

Annikas Blick irrt über den Sand, als überlegte sie, was das bedeutet, aber dieser Moment ist schnell vorüber, dann lächelt sie mich an. Ich weiß, Papa. Du mußt dir trotzdem keine Sorgen machen.

Ich streiche über die glänzend weißen Kacheln, die schön warm sind; Achim hat wohl am Morgen eingeheizt. Der Erker zur Terrasse. Das Sofa und der Couchtisch. Auf der Glasplatte die dunkle, spiegelglatt polierte Holzschale mit den gesprenkelten Möweneiern darin. Der Jöölboom mit Pferd, Hund und Hahn. Die hölzerne Möwe im Fenster hinter dem Eßtisch. Auf dem Tisch Teller und Gläser, Brot und Wurst, Tee und Bier. Kekkes Pferd mit der langgelock-ten Mähne. Tim lächelt mir zu, und ich lächle zurück, räuspere mich und sage: Annika wird ihre Sachen in den nächsten Tagen abholen, zusammen mit Julian vermutlich. Moment mal! blafft Achim.

Susanne nimmt eine Scheibe Brot aus dem Korb, wendet sich Kekke zu, die neben ihr sitzt und mich mit offenem Mund anstarrt, und sagt etwas, sehr leise, worauf hin Kekke den Mund schließt und mechanisch zu kauen beginnt.

Soll das heißen, du läßt deine Tochter einfach allein zurück bei uns? will Achim wissen. Das geht doch nicht.

Was sagt denn ihre Mutter dazu?

Susanne bestreicht das Brot mit Butter und belegt es mit Wurst. Dann gießt sie sich Tee ein und trinkt. Das Geräusch der Tasse auf der Untertasse. Als sie die Brotscheibe zwischen Zeigefinger und Daumen nimmt und abbeißt, gebe ich mir einen Ruck. Es ist alles geklärt, sage ich leise. Ich muß mich wieder räuspern und lausche diesem Satz hinter-her, wie er ins Leere geht. Ich fahre dann morgen früh.

Obwohl die Tür fast lautlos wieder ins Schloß gedrückt wird, wache ich doch davon auf.

Füße tapfen sanft über den Boden. Ich öffne die Augen und sehe eine Gestalt, die heranhuscht, Susanne steht vor meinem Bett, und dünnes Licht glimmt überall auf den feinen Wollhärchen ihres Nachthemds. Sie faßt sich ins Haar, und ein feiner Glanz zeigt mit einem Mal auch ihre Augen und den Mund und wie sie lächelt.

Suse,

Nur einen Augenblick, flüstert sie.

220

Ich hebe wortlos die Decke auf, sie schlüpft darunter, schmiegt sich an mich, und ihr Bein sucht schüchtern einen Platz zwischen meinen Schenkeln.

Du hast nicht auf mich aufgepaßt, flüstert sie. Und auch nicht auf dich.

Sie betastet vorsichtig die Narbe unter meinem Auge.

Wenn sie die verknoteten Enden des Nahtmaterials be-rührt, sticht mir ein heller Schmerz weit in den Kopf. Mir falle wieder ein, daß sie an Silvester erzählte, Frauen sollten während der Rauh Nächte nicht allein aus dem Haus ge-hen, und daß ich ihr versprach, auf sie aufzupassen. Nein, sage ich, meine Stimme nur ein Hauch und ein Hauch auch meine Entschuldigung. Tut mir leid.

Macht nichts, flüstert sie.

Ich muß daran denken, wie ich einmal mit Mutter am Ende des Sommers von Sylt zurückkam nach Münster, wir standen in der Tür und froren, und Vater musterte uns und schnob durch die Nase, und es war, als rückte der Strand selbst in die Ferne, und das Meer kippte, schäumend und glitzernd, unter den Teppich. Der nächste Tag war der Montag nach den Ferien, und ich begegnete Susanne zum ersten Mal. Auf dem Klassenphoto der siebten



hocke ich neben ihr, viel zu braungebrannt. Seit jenem Tag weiß ich, wie ihre Nähe sich anfühlt.

Suse?

Ja.

Als wir in die siebte kamen, waren wir dreizehn. So alt wie Annika jetzt.

Und?

Wie war ich damals?

Ich höre, wie ihr Atem unruhig wird, während sie überlegt. Ich mag es, wie sie riecht.

Vielleicht hätten wir ein gemeinsames Leben haben können. Der Gedanke tut manchmal ein wenig weh; zugleich tröstet er aber auch.

Ich spüre ihren Herzschlag.

Küß mich, noch einmal, flüstert sie.

Seltsam, denke ich, daß wir lebendig sind. Und dann küssen wir uns tatsächlich, und ich versuche, alles wieder-gutzumachen. Ihr Atem atmet in mich hinein. Die Sehnsucht hält inne. Einmal lacht sie, sehr leise. Sie streicht mir über die Hüfte und faßt mir ins Haar. Dann geht sie.

Kaum habe ich den Wagen auf den Zug manövriert, Motor und Licht ausgestellt, den ersten Gang eingelegt und die Handbremse angezogen, überfallen mich die Bilder der Nacht. Ich lasse den Kopf in die Nackenstütze fallen und schließe die Augen.

Ihr habt euch geküßt, oder? fragt Annika im selben Moment.

Erschrocken bemühe ich mich, gleichmäßig zu atmen und die Augen geschlossen zu lassen, auch wenn es mir kaum gelingt, das Flattern der Lider zu unterdrücken.

Wenn sie mich jetzt ansieht, wird sie das bemerken, schießt es mir durch den Kopf. Dann erst begreife ich, daß ihre

Frage sich auf den Silvesterabend beziehen muß, die Szene vor dem Sansibar, und nicht auf die letzte Nacht, von der sie nichts wissen kann.

Und Julian? frage ich zurück.

Was meinst du?

Ich weiß nicht. Bist du verliebt?

Ich weiß nicht. Eigentlich nicht. Und was du sicher wissen willst: Es ist nichts passiert.

Ich nicke und bin froh, daß sie das sagt. Keine Lügen mehr, denke ich, öffne die Augen wieder und sehe sie an.

Als ich nur zwei oder drei Jahre älter war als du jetzt, war ich sehr verliebt in Susanne.

Aber sie nicht in dich.

Das war eine Feststellung, keine Frage. Nein, sage ich überrascht.

Als es am Morgen klingelte, war ich gerade beim Packen. Ich hörte, wie Kekke zur Tür lief und öffnete, dann Stimmen im Wohnzimmer, Tims helles Organ und Achim, und dann eine von Annikas einsilbigen Antworten.

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Dann kam sie auch schon die Treppe herauf und stand vor mir, und ich wußte nicht, was ich sagen und wie ich, was ich am liebsten getan hätte, sie umarmen sollte. Sie wartete nur einen Moment, dann schüttelte sie den Kopf und meinte, wir mußten uns beeilen. Wir könnten ja auch später fahren, sagte ich. Nein, da wir nun schon früher abreisten, wolle sie jetzt auch nach Hause. Als wir aus der Tiefgarage kamen, stand Kekke in der Einfahrt und zeichnete mit der Fußspitzen Linien in

den Kies, und Achim verschwand mit Tim an der Hand schon wieder im Haus. Annika winkte, und Susanne winkte zurück; ihren Blick fing ich nicht mehr.

Und was ist nun mit der Schule? Was soll ich ma-chen? Annika streicht sich eine Haarsträhne hinters Ohr und sieht mich an.

Ich zucke mit den Schultern. Du mußt selbst wissen, was du möchtest.

Gut, sagt sie.

Wir haben die Insel hinter uns. Der Himmel ist blau und wolkenlos, das Meer nachtschwarz, und der Zug wird schneller. Wie auf der Herfahrt beginnen, als wären es Speichen riesiger Räder, die Reihen der Holzpflocke auf beiden Seiten des Damms uns in den Blick zu kippen. Sie zerhacken die Zeit, und es kommt mir so vor, als tauchten wir mit ihrem Geflimmer aus einem Traum auf und würden erst jetzt über die Grenze getragen, die das alte Jahr vom neuen trennt. Für Momente spiegelnde Wasserflächen rutschen ins Grau, und die nächste Pfahlreihe kippt heran.

Vielleicht hat Susanne dich an Silvester geküßt, weil du einmal in sie verliebt warst.

Annika sagt das ganz ruhig und ohne den Blick von der wirbelnden Welt zu nehmen. Ich bin überrascht und betrachte das Gesicht meiner Tochter. Sie spürt meinen Blick und lächelt mich an, und als ich zurücklächle, muß sie grinsen, und dann lachen wir beide.

Ja, sage ich. Wahrscheinlich war es so.